Fernweh

Autor(en): **Matt, Josef von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **122 (1981)**

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1033964

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fernweh

Erzählung aus der Urschweiz
von Josef von Matt
mit Bildern von Marianne Borgula-Christen

Das schmucke Holzhaus am Hang über dem Dorf war erst im Sommer unter Dach gekommen. Ein auswärtiger Architekt hatte es gebaut, um mit seiner Frau und den vier Kindern über Sonntag in guter Luft leben zu können. Eine breite Laube zierte die Front dem Tal und der Sonne zu. Hinter den vier Fenstern im oberen Stock hatte sich Fräulein Rita eingenistet, seit sie im Herbst die wohlverdiente Pension als Lehrerin beziehen konnte. Nach nahezu vierzig Jahren in der Schulstube gefiel ihr der freie Blick über das Dorf und in die Berge gar wohl und endlich den Tag nach Lust und Laune einzuteilen, nicht mehr nach Programm und Stundenplan.

An Leib und Seele gesund, die grauen Haare weder getönt noch gefärbt und aufrechten Ganges, wollte sie die Jahre eines ruhigen Lebensabends nicht untätig verbringen und tatsächlich, sie hatte Arbeit in Fülle.

Schnee lag auf dem breiten, weit vorspringenden Dach und die wirbelnden Flocken setzten sich auch auf die Laube und die Fensterbänke. Der Hausbesitzer, Herr Alexander, hatte ihr die hübsche Wohnung zu einem sehr günstigen Mietzins überlassen in der Hoffnung, sie werde sich bei Sturm und Hitze um sein Haus kümmern. Diese Verpflichtung übernahm Fräulein Rita ernsthaft und liess sich weder vom Wind noch von der Kälte abhalten, mit Besen und Schaufel dem Schnee zuleibe zu rücken. Mit Schwung warf sie den Schnee von der Laube und achtete nicht darauf, dass sich ein junger Mann dem Hause näherte, bis er ihr zurief: «Das ist mir eine schöne Begrüssung, Fräulein Rita, eine Schaufel voll auf den Kopf und in den Nacken.»

Nun schaute das rotwangige Gesicht unter dem Kopftuch über das Geländer hinab und lachte: «Siehst du, Gottfried, es ist auch heute noch gefährlich mir nahe zu kommen. So, bist du wieder einmal hierzuland, du Strolch, warte, ich komme und schliess dir die Haustüre auf.»

Ohne Hast stieg das Fräulein in ihre Wohnung hinauf, nahm das Kopftuch ab, fuhr mit Kamm und Bürste über die Haare, schlüpfte aus den Stiefeln und in bequeme Schuhe, bevor sie die Stiege hinabtrippelte und den verschneiten Mann begrüsste: «Das ist mir aber ein Vergnügen, den Weltenbummler und Nichtsnutz in höchst eigener Person vor meiner Türe zu sehen, willkommen, Gottfried, hast du dich gebessert?» Der ehemalige Viertklässler, der damals während der Pause mit Kreide ein Konterfei der Lehrerin Rita zur Belustigung der Klasse an die Wandtafel gezeichnet hatte, begrüsste sie nun mit dem kräftigen Handschlag eines grossgewachsenen Mannes und zeigte auf die Rolle unter dem Arm: «Ich wollte Euch zeigen, wie ich mich gebessert habe. Aber Ihr habt mir eine Scholle Schnee auf meine Arbeit geworfen, jetzt ist sie wohl nass und kaputt.»

Mit dem Besen säuberte sie seine Schuhe, die Hosen und die Vorderfront, ehe sie ihn hereinliess und die Stiegen hinauf geleitete. «Einen Blümlitee kann man dir wohl nicht vorsetzen. Sei unbesorgt, ich habe noch einen alten Kräuterschnaps, wird wohl eher zu deiner rauhen Kehle passen. Und dass du es weisst, deine Pfeife kannst du dir gleich wieder anstecken, damit du nicht deine Taschen verbrennst und wir die Feuerwehr rufen müssen.»

Plaudernd und neckend brachte sie zwei Gläschen und die Flasche auf den Tisch, lud ihn ein, oben am Tisch auf den bequemen Polsterstuhl zu sitzen, schaute ihm kritisch und ergiebig ins Gesicht und meinte: «Sonnenverbrannt mitten im Winter, und wir haben seit Wochen Nebel und eine dicke Wolkendecke, sag, wo kommst du denn her?» «Zuletzt Südamerika», gab er trocken Bescheid. «Hast du Schulden? Kommst du, um mich anzupumpen?» fragte sie lachend, «bei dir weiss man ja nie, musst entschuldigen, aber nur damit wir gleich am Anfang ins Reine kommen, Geld habe ich nicht. Das Zügeln hat mich arm gemacht. Ich konnte

doch nicht mit meinem alten Plunder in diese schöne Wohnung einziehen. Sag, wie gefällt es dir?» Gottfried schien in keiner Weise beleidigt zu sein. Noch vor dem ersten Schluck durchwanderte er mit ihr die Wohnung, rühmte die Bilder an der Wand, die hübschen Möbel und vor allem die schöne Ordnung, «so pickfein und ohne Stäubchen sieht es bei mir nie aus.»

dort bei dem Graphiker viel lernen können, eine angesehene und erfolgreiche Firma. Dann habe ich dich aus den Augen verloren, was hast du seither gemacht?»

«Liebes Fräulein Rita», begann er zögernd, «ich bin nicht zu Euch gekommen, um eine Generalbeichte abzulegen. Aber wenn Euch der Sinn darnach steht, mich mit Fragen zu durchlöchern, meiner Erfahrung nach wer-

Fräulein Rita warf den Schnee mit Schwung von der Laube.

Da sie nun endlich wieder am Tisch sassen, vorsichtig ein erstes Schlücklein geschlürft hatten, begann Fräulein Rita: «Ehrlich gesagt, du hast mir schon viel Kummer gemacht. Aber so ist es eben mit solchen aufgeweckten Buben, nie zufrieden, schon in der Schule ständig dreinreden und Allotria im Kopf. Erstmals habe ich mich um dich gesorgt, da du aus der Fotografenlehre davongelaufen bist. Dein Vater hat's nicht mehr erlebt, der hätte dich über die Knie genommen, schade, dass er so früh und so plötzlich hat sterben müssen. Seine starke Hand hat dir eben gefehlt, fehlt dir immer noch. Dann bist du ein zweites Mal ausgeflippt, hättest

det Ihr nicht aufhören bis das letzte Fältlein meines Gewissens untersucht ist, und so will ich gleich mit dem grössten Schreck beginnen. Zwei Monate bin ich unter heisser Sonne im Gefängnis gesessen.» «Also doch», entrüstete sie sich, «mein Herz hat es erahnt, bin also nicht ohne Grund immer bekümmert gewesen. Aber Messerstecherei ist nicht deine Art und Drogen möchte ich dir auch nicht zutrauen, du siehst frisch und gut aus.» «Nein, Politik», unterbrach er sie, «es war ein Irrtum. Ich habe noch Glück gehabt, bei andern hat der Irrtum bis zur Abklärung länger gedauert. Seid nur ruhig. Ein Verbrecher bin ich nicht. Dann und wann

etwas leichtsinnig und zu schnell entschlossen, alle Pläne umzuwerfen. Vielleicht legt sich das mit dem Alter.»

«Ja, red mir jetzt vom Alter, was hast du für einen Jahrgang», fragte sie und flink an den Fingern zählend, «26 bist du und zwar am 14. November. Siehst du, mein Gedächtnis lässt mich noch nicht im Stich. Wie bist du dann aus dem Gefängnis herausgekommen, auch so wie von deinen Lehrstellen, einfach im Dunkeln verschwunden und irgendwo über die Grenze?» «Das Schweizer-Konsulat hat Druck aufgesetzt», sagte er, «der Schweizer-Pass hat doch überall in der Welt Gewicht und ein Fräulein, die dort auf dem Büro gearbeitet hat, ich habe sie an der Erst-Augustfeier kennen gelernt, die hat mir mächtig geholfen.»

«Aha, Liebschaften hast du also auch gehabt, massenweise, natürlich bei der Hitze unter dem Aequator und so wie du aussiehst, wie ein Apfel zum Anbeissen», höhnte Fräulein Rita. «Nur die Konsulatsjungfer verlockte mich nicht zum Anbeissen mit ihrer Warze am Kinn und dem schiefen Gang, aber ich habe sie dann doch zuletzt zu einem Essen eingeladen», brüstete er sich. «Und dann?» frug sie gespannt. «Ich habe sie in einem himmelschreiend teuren Taxi vor ihr Gartentor gefahren und ihr zum Dank nochmals kräftig die Hand geschüttelt, ohne dass es in meinen Taschen geklimpert hätte. Mein Geld wurde mir im Gefängnis gestohlen.» Er sagte das mit einer Miene, als ob er noch heute ohne einen einzigen Franken herumwandern müsste.

Die Neugierde der Lehrerin war noch nicht gestillt. «So viel ich weiss, warst du nachher in Paris und dann noch in Wien. Hast du den letzten Rappen deiner Erbschaft vertan?» Gottfried wehrte mit einer Handbewegung diese Zumutung ab: «So schlimm ist es auch wieder nicht. Meine Schwägerin, die Rosa, sitzt auf dem Erb und lässt sich nicht ein einziges Kupferstück entreissen. Nein, ich habe gearbeitet, bis ich mir wieder eine Fahrt verdient hatte, habe gespart wie ein Grieche und dann wieder die Nächte durch geschuftet. Wenn ich schon nie lange im gleichen Betrieb geblieben bin. Ich habe doch viel gelernt.»

Vor den zwei grossen Fenstern der Stube tanzten die Schneeflocken. Bei wohliger Wärme war es recht gemütlich in der Stube. Gottfrieds Gläschen blieb nicht leer und aus seiner Pfeife stieg ein lustiges Räuchlein auf, das einen angenehmen Duft verströmte. Noch immer schoss das Fräulein wohlgezielte Fragen über den Tisch. Dann strich sie mit der Hand über ihre gerunzelte Stirne und sagte: «Wenn ich an deine Klasse zurückdenke, mit Ausnahme von zwei Buben sind alle in sicherer Position, die meisten haben schon eine Frau und Kinder. Und du bist immer noch ein Vagant. Willst du jetzt daheim bleiben und deinem Bruder auf der Ennertweid helfen? Jetzt im Winter. Du bist doch schon seit zwei Wochen da!»

Bedächtigt wiegte Gottfried seinen Kopf hin und her und sprach: «Ich kam nur, um meiner Mutter einen kleinen Besuch zu machen, wollte anderntags schon wieder gehen. Sie hustet in der Nacht und hat Fieber. Ich habe gesehen, dass sie nicht gut gepflegt wird. Rosa hat keine Zeit und ist eifersüchtig, wenn mein Bruder nur eine halbe Stunde bei ihr in der oberen Stube verbringt. So bin ich eben dageblieben. Es ist nicht mehr gemütlich in meines Vaters Haus. In meinem Zimmer ist der Boden mit Nüssen überdeckt. Ich muss auf Zehenspitzen ins Bett gehen, wenn ich nicht alle Kräuter und Zwiebeln zertrampen will, die dort herumliegen. Ich will noch warten, bis es der Mutter besser geht, ihr ein wenig Kurzweil verschaffen und etwas Pflege, so gut es geht. Heute nachmittag hat sie endlich einen ruhigen Schlaf gefunden. Ich bin leise aus der Stube geschlichen, habe die Bilder mitgenommen und mir gedacht, ich könnte für eine halbe Stunde zu Euch kommen und Euch fragen, ob Ihr mir ein wenig helfen wollt.»

Jetzt wurde Fräulein Rita von einem neuen Gwunder gestochen. Gespannt schaute sie auf ihren Besucher, der eine Rolle vom Boden aufnahm und daraus grosse Zeichnungsbogen auf dem Tisch ausbreitete, farbige hübsche Bilder, eine fremde Welt. Gottfried ordnete sie der Reihe nach und erklärte: «In Italien habe ich eine Kindergeschichte gehört, die mir seither immer wieder durch den Kopf gegangen ist. Ich habe zwölf Bilder dazu gemalt. Sie sind mir nicht auf den ersten Streich gelungen. Dieses da, habe ich

wohl schon siebenmal neu entworfen. Auch das dritte und das achte sind noch nicht, wie ich sie gerne haben möchte. Das könnte ein hübsches Bilderbuch geben. Aber eben die Geschichte dazu, sie will und will mir nicht gelingen. Ich habe sie im Ohr, kann sie aber nicht gut nacherzählen wie es die Kinder anspricht. Ich habe sie mitgebracht und wäre froh, wenn Ihr mit Eurer scharfen Feder darüber herfahren würdet, sie so schreiben würden, wie Ihr uns in der Schule erzählt habt, lebendig, eindrücklich und ganz schlicht.»

Ohne ein Wort setzte sich Fräulein Rita in den Polsterstuhl, suchte ihre Brille und nach einiger Zeit einen Bleistift und folgte gespannt den Zeilen. Gottfried trat ans Fenster, schaute auf die schneebedeckten Dächer des Dorfes hinab und hinüber auf die andere Talseite. Sein Blick streifte den Wald, die Schlucht, die weitgedehnten Matten seines väterlichen Heimwesens, den Weg über die Brücke, hinüber zur Brunnmatt und zu seines Onkels Haus. Auf der Ennertweid hatte er seine Kinderjahre verlebt mit dem lieben Vater, der viel zu früh für immer Abschied nehmen musste, mit seiner guten Mutter, der er viel Freude und noch viel mehr Kummer gemacht hat. Mit Wehmut schaute er dort hinüber und wurde jäh aus seinen Gedanken gerissen, da Fräulein Rita die Blätter auf den Tisch warf und sagte: «Gottfried, zeichnen und malen kannst du, aber für kleine Kinder schreiben, da ist eine eigene Kunst.» Dann glätteten sich ihre Züge. «Aber ich erkenne, dass dies eine wunderhübsche kleine Kindergeschichte ist. Nun wollen wir zu jedem Abschnitt dein Bild anschauen.»

Der grosse junge Mann stand wie damals als Schulbub verlegen vor seiner Lehrerin, kratzte sich den Hinterkopf, der von einer verwilderten blonden Mähne überwuchert

Das Hostettli-Haus im Oberdorf
Schon vor 400 Jahren hat der Erbauer sein Verständnis für Schönheit und Ebenmass bewiesen. Mit Kunstsinn und Liebe zur Tradition und mit Beistand des Zimmermeisters Willi Odermatt hat Paul Lussy das stattliche Nidwaldner-Haus im Oberdorf restauriert.

war, trat näher und beugte sich mit ihr über die Blätter.

Wie eine böse Frau ausmisten will

Bei Schneewetter und wenn es schon bald auf Weihnachten zugeht, verblassen die Tage schon früh. Die Nacht strich heran, da Gottfried das neue Haus verliess, durch den frischgefallenen Schnee watete, zum Dorf hinab und an der Kirche vorbei wieder hinaufstieg, den Fussweg, der bei der oberen Kehre in die Fahrstrasse einmündete, den Wald hinauf, ob dem die Matten weniger steil anstiegen, am Brändigaden vorbei und hinüber zur Ennertweid.

In Mutters Stube war ein Lichtschimmer zu sehen. Friedlich stand das grosse Haus mit seinem hohen Giebel neben dem breiten Gaden. «Wenn dieses Bild heimeligen Friedens nur auch wahr wäre», dachte Gottfried, da er Schritt um Schritt näher kam. Und schon wurde die Stille durch Geschrei und Gezeter aufgestört: «Gib das Bäumli her, du frecher Schelm.» «Ich nix gestohlen.» «Sofort bringst du es hierher, sonst drücke ich dir die Nase in den Schnee bis du erstickst.» «Kleines Bäumli, für meine Kinder, vier kleine Kinder.» Gottfried erkannte die Stimme seiner Schwägerin, sah im Dunkel, wie sie dem kräftigen Mann das Bäumchen entriss und mit der Faust auf ihn einschlug.

Gottfried trat herzu und fragte: «Wo hast du das Bäumli geholt?» Der geschlagene Mann warf die Hände in die Luft: «Ich Förster fragen. Sagt im Staatswald, wenn ich kleines nehme . . .» «Er lügt», keifte die Frau, «aus unserem Wald kommt er. Ich weiss, wo er es gestohlen hat.» «Vier kleine Kinder», jammert der Italiener, «ein Bitzeli Weihnacht.» Indessen hat die Frau das Bäumchen mitgenommen, hat es unter die Stiege geworfen und steigt schimpfend die Treppe hinauf. Gottfried beruhigt den aufgeregten Mann und frägt ihn: «Wie ist dein Name? Wo hast du Arbeit?» Mit den Händen fuchtelnd erklärte er: «Ich Perone. Ich Maurer bei Baumeister im Dorf. Immer nur gute Arbeit. Meister serr zufrieden!» Gottfried geht zum Haus hinüber, bringt das Tannenbäumchen zurück und sagt: «Nimm es mit. Ich wünsche dir und deinen vier Kindern frohe Weihnacht, maestro Perone!» Einige unverständliche Worte murmelt er noch und verschwindet ins Dunkle hinein, während die laute Stimme Rosas von der Treppe her schimpft: «Genau das habe ich von dir erwartet, Gottfried. Pack gesellt sich zu Pack! Schelm zu Schelm!»

Noch grösser und breitschulteriger kommt Gottfrieds Bruder aus dem Stall und sagt gelassen: «Hat scheints wieder ihren bösen Tag, meine Frau. Nimms ihr nicht krumm. Sie meints nicht so bös, wie es tönt. Musst dich daran gewöhnen. Komm, sie hat schon lange zum Essen gerufen.» «Mir ist der Appetit verflogen», meint Gottfried und wendet sich dem Haus zu. «Und ich habe einen Hunger, den sieben böse Weiber nicht vertreiben können. Jetzt will ich Währschaftes unter die Zähne. Komm mit!»

Bedächtig schreiten die Männer die Stiege hinauf. Kaum sind sie eingetreten, kommt der kleine Stani auf sie zu und ruft: «Onkel Gottfried, wir haben einen Schneemann gemacht und haben ihm deine Pfeife ins Maul gesteckt, komm schau!» Aus der Küche erschallt wieder die helle Frauenstimme: «Nix da! Jetzt wird gegessen und dann sofort ins Bett!»

Die Kleinen sitzen schon hinter dem Tisch, Käthi, Edi und Theresli brav nebeneinander. Nun rutscht auch Stani auf die Bank. Alle schauen auf die dampfende Suppenschüssel und strecken dem Vater ihre Teller zu. Aber sie müssen sie noch einmal auf den Tisch legen. Der Vater schlägt das Kreuz und beginnt mit dem Tischgebet. Die Mutter eilt indessen mit verkniffener Miene hinaus. Dann erst bekommt zuerst die Kleinste ihren Teller voll und dann reihum. Auch Gottfried wird vom Hausvater geschöpft, und bis der erste Hunger gestillt ist, herrscht Schweigen in der Stube.

Ob Mutter Rosas Gesicht noch vom Streit her oder von der Hitze des Kochherds rot ist bis zum Scheitel ihrer blonden Haare hinauf, niemand frägt darnach. Die Kinder werden nach der Suppe, einem dünnen Käsescheibchen und einem Schnitten Brot ins Bett gemustert und nicht eben sanft. Die beiden Brüder beissen noch an der Wurst und versuchen, die trockene Rösti mit saurem Most hinunterzuspülen, da Rosa wieder her-

einkommt und vor ihren Teller sitzt. Noch ehe sie die Gabel in die Hand nimmt, beginnt sie: «Jetzt will ich aber wissen, wer Meister ist im Haus, du oder der Schwager.» Und da von Männerseite keine Antwort kommt, fährt sie fort: «Verschenkt das schönste Tannli aus unserem Wald. Sitzt am Tisch, als ob er ein Recht hätte, bezahlt weder Wurst noch Suppe und spielt sich auf, wie wenn ihm Haus und Heimen gehörte.» Noch immer kommt weder aus Benedikts Bart, noch unter Gottfrieds Schnauz hervor ein Wort.

mit dem seligen Vater zusammen das Heimen auf die Höhe gebracht und hier ihre Kräfte verbraucht. Wenn dieses Recht hier nicht mehr gilt, soll das Gericht darüber entscheiden, merke dir das, tapfere Schwägerin! Und wenn ich hier sitze und meine Mutter vor deinem Gekläff schütze, dann habe ich dazu auch das Recht! Was habt ihr mir von meinem Erbteil ausbezahlt? Bis jetzt noch nicht einen roten Rappen! Willst du mir auch ins Gesicht schlagen wie dem Italiener vor dem Haus? Versuch es einmal, dann wird mein

«Gib das Bäumli her, du frecher Schelm!»

«Gut so, dann will ich euch sagen, wie es hier steht. Jetzt muss einmal ausgemistet werden. Solange ich hier bin, wird nicht mehr weiter Pestalozzi gespielt. Gottfried, such du dir einen andern Tischplatz zum Schmarotzen und ein Bett, in dem du deine Träume ausschlafen kannst, verschwinde in die Türkei oder wieder zu den Indianern. Hier brauchst du nicht länger zu faulenzen. Hier wird gearbeitet, ist mühsam genug auf dem Hoger. Und deine Mutter kannst du gleich mitnehmen. Was die noch schafft, ist nicht der Rede wert.»

Benedikt zeigt keine Lust, ihr in die Rede zu fallen. Gottfried hat gelassen zugehört, bis sie das Wort «Mutter» aussprach. Jetzt aber steht er auf, geht langsam auf die Frau zu und sagt mit verhaltener Wut: «Das erste Recht hier im Haus hat die Mutter. Sie hat

Bruder endgültig von seinem Drachen befreit.»

Die Röte ist schon längst aus dem Gesicht Rosas gewichen. Bleich, mit verbissenen Lippen sitzt sie auf ihrem Stuhl und starrt auf die leeren Teller. Das Schweigen lastet wie Gewitterschwüle in der Stube. Und noch einmal bäumt sie sich auf: «Benedikt! Du sagst kein Wort! Muss ich mir das vor deinen Augen gefallen lassen? Willst du nicht für deine Frau, für die Mutter deiner Kinder einstehen?» Jetzt überquellen Tränen ihre Augen und jammernd fährt sie fort: «Was trifft mich für ein Los! Elend und schutzlos bin ich im eigenen Haus aller Bosheit dieses Zuchthäuslers ausgeliefert!» Aufschluchzend, das Gesicht in die Hände vergraben, eilt sie hinaus und schlägt die Türe hinter sich zu. Die Fenster klirren.

Gemessenen Schrittes, aufrechten Hauptes geht Gottfried ihr nach. Benedikt, die Arme auf den Tisch gestützt, den starren Blick auf die Wand gerichtet, hört, wie Gottfrieds Schritte Tritt um Tritt die Stiege hinauf und dann über den knarrenden Boden auf Mutters Stubentüre zugehen.

Die Mutter liegt im Fieber und der Sohn im Stallheu

In Mutters Stube bleibt Gottfried stehen. Er muss seinen Zorn bändigen, unbeherrscht will er nicht an ihr Bett treten. Seine Augen betrachten den grossen Schragentisch mit den gedrechselten Beinen und dem Tischblatt, das im Licht aus der Kammer glänzt, die Nussbaumtruhe, aus deren dunkelm Holz die feingeschwungenen Blumenranken hell hervortreten, die Kommode mit den vier Schubladen, auf denen kunstvolle Einlegmuster prunken. Die besten Stücke aus Vaters Zeiten und die Kredenz, die Mutter aus ihrem Erb in die Ehe gebracht hat, stehen hier zusammengedrängt. Wehmütige Erinnerungen an die Jahre, da diese Möbel in der grossen Stube in gutem Licht und jedes an seinem Platz standen, steigen in ihm auf. Kältegefühl, wie im Durchzug, lässt ihn erschaudern. Seine Hand gleitet über die Kacheln des grünen Ofens. Er ist kalt. «Hat Rosa vergessen zu heizen», denkt er, «oder will sie Holz sparen?»

Dann geht er die drei Schritte auf die Kammertüre zu, sieht die Mutter mit fieberheissen Wangen in den Kissen liegen. Ihr Blick flackert. Ihre Lippen sind ausgedörrt. Eine leise Stimme frägt: «Warum schreit sie so laut?» Gottfried legt ihr die Hand auf die heisse Stirne und beruhigt sie: «Gräme dich nicht. Bald wird sie aufhören. Aber jetzt mache ich dir zuerst ein Feuer an. Es ist kalt. Hast du schon gegessen?» «Ich mag nicht. Seit du weggegangen bist, ist nur der Bub, der Stani, heraufgekommen. Ich bin froh. Sie hätte mich doch nur ausgeschimpft.»

Gottfried sucht in der Schublade des Nachttischchens den Fiebermesser. «Sie hat ihn mitgenommen», sagt die Mutter, «ich mache doch nur Theater.» «Ich komme bald wieder», flüstert er ihr ins Ohr, geht hinaus, mit schweren Schritten die Stiege hinab, an der Küche vorbei, deren Türe halb offen steht und weiter hinab zum Holzschopf. Und da er schwer beladen zurückkommt, steht Rosa oben an der Treppe und ruft: «Sie hat warm genug! Unser Stubenofen heizt das ganze Haus. Das soll ihr genügen.» «Wenn du gerade da und mir im Weg stehst, kannst du mir den Fiebermesser mitgeben, Rosa, hast du ihn für die Kinder gebraucht?» frägt er freundlich. Blitzschnell kommt die Antwort: «Meine Kinder sind gesund, die habe ich gewöhnt, dass sie nicht wegen jedem Schnuppen ins Bett liegen. Ich weiss nicht, wo ich ihn hingelegt habe.» Damit verschwindet sie in der Küche.

Schon bald knistert ein Feuer in Mutters Ofen. Gottfried legt Holz nach und schaut in die Flammen. In seiner Brust lodert auch ein Feuer. Er möchte es am liebsten mit Maulschellen und Faustschlägen bändigen. «Nur jetzt nicht Radau schlagen», denkt er, «nicht eine neue Aufregung.» Sachtsam tritt er an Mutters Bett, befühlt ihren Puls und erschrickt. «Ich hole dir Tee, Mutter, du hast Durst», sagt er leise, streicht ihr mit der Hand über die Wange. «Bleib schön still. Ich komme bald.»

Diesmal geht er leise aus dem Zimmer und hinab, sucht seinen Bruder in der Stube, frägt nach ihm, bekommt keine Antwort. Geht in den Stall hinüber und sieht ihn dort auf dem Barnen sitzen, die Arme auf die Knie gestützt, die Hände gefaltet, den Kopf gesenkt. «Die Mutter hat hohes Fieber, Benedikt, ich muss den Arzt rufen oder holen, ist dein Auto fahrbereit für hohen Schnee. Auf dem Traktor kommt der Doktor nicht mit.» Benedikt schaut zu seinem Bruder auf, tiefe Furchen im Gesicht, und sagt: «Warum hast du meine Frau so wüst angefahren? Jetzt haben wir, ich und die Kinder eine böse Zeit. Das vergisst sie mir nicht, dass ich dich nicht zusammengeschlagen habe. Du weisst nicht, wie sie am Groll würgt, wochenlang und auf deinen Worten herumreitet, nächtelang. Lass uns doch im Frieden, ist so noch schwer genug. Geh, verschwinde hinter allen Bergen!»

«Ja, ich gehe», murrt Gottfried, «dir kann ich nicht helfen, und sie kann man nur mit Dynamit verändern.» «Sie ist die Mutter meiner lieben Kinder», unterbricht ihn der Bruder. «Ich gehe, sobald es der Mutter besser

geht und sie wieder im Frieden leben kann», verspricht Gottfried, «aber erst dann und keine Stunde vorher. Und jetzt telefoniere ich dem Doktor. Wenn deine Frau mir dreinredet, ich weiss nicht, ob ich mich noch beherrschen kann. Vielleicht wäre es gut, wenn du anrufen würdest.»

«Mach, was du willst», winkt Benedikt ab, «ich bleibe hier. Habe ihr gesagt, die schwarze Kuh sei krank. Ich schlafe im Heu.»

Im Haus ist es still. Die Kinder schlafen. Die Küche ist leer. Gottfried braut einen Tee, hat Zeit nachzudenken, bis er gekühlt und der Mutter gebracht ist. »Ist auch eine Zumutung bei dem Schnee hier heraufzufahren. Vielleicht ist der Doktor müde und lässt uns warten bis zum Morgen. Sie hat gewiss vierzig Fieber, und nur mit den Hausmitteln kommt sie nicht durch. Vielleicht gibt es ein Geschrei, wenn ich den Wagen herausfahre, aber das muss ich riskieren. Wenn nur der Doktor zuhause ist. Sonst kann mir vielleicht seine Frau ein gutes Medikament mitgeben. Es schneit wieder. Die Spur vom Traktor wird wieder zugeweht sein. Ach was, von diesem Werweisen wird die Mutter nicht gesund. Ich fahre!»

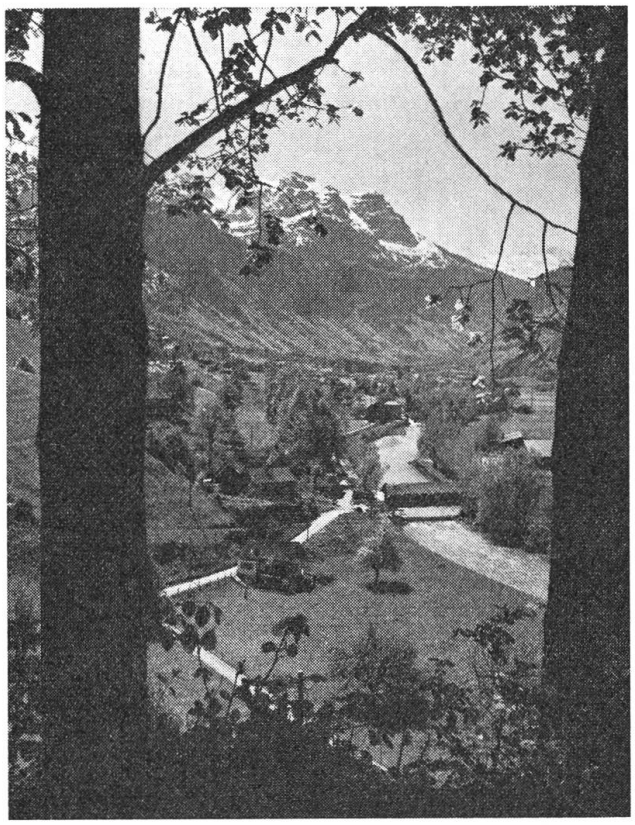


Foto A. Odermatt

Die alte Aawasserbrücke bei Wil vom Lusthuisli aus gesehen.

Beim Wenden des Wagens hat Gottfried nicht Zeit und nicht Lust, zum Haus hinauf zu schauen. Er sieht nicht, wie der Vorhang hinter dem Kammerfenster zurückgeschoben wird, sich das Fenster öffnet und Rosa hinauslehnt, ihm nachschaut, die Faust erhebt und hört ihr Geschimpf nicht: «Du Nichtsnutz, du Vagabund, geh nur und komm nicht mehr zurück!» Die roten Schlusslichter des Wagens verschwanden im Schneetreiben und im Wirbel der Flocken.

Wie der junge Mann im Doktorhaus zum Essen eingeladen wird

Mit Schlingern und Schlenkern kommt Gottfried dem Dorf näher. Bei der Einfahrt in die Talstrasse kommt ihm ein Lastwagen mit Schneepflug entgegen. Die Hecke vor Doktor Maximilians Garten ist von Schneehaufen überschüttet. Nur ein schmaler Fusspfad führt zur Haustüre, über der die Lampe einen milden Schein auf die weissüberdeckten Sträucher wirft.

Auf das Klingeln der Hausglocke kommt die Arztfrau an die Türe und gibt Bescheid, ihr Mann sei noch bei Patienten, nicht vorauszusehen, wann er heimkomme. Gottfried steht unter der offenen Türe und beginnt zu berichten, wie die Mutter plötzlich hohes Fieber habe, schon seit zwei Wochen gegen eine hartnäckige Erkältung kämpfe und gegen Abend sich auffällig verändert habe.

Die Frau in ihrem leichten Hauskleid fröstelt. Sie bittet ihn, hereinzukommen. Die Türe zum Wohnzimmer ist offen. Ein schwarzbrauner Dackel kommt über den Teppich hergetrippelt und schnuppert an Gottfrieds Hosenrand, bellt und richtet sich auf, als ob er den fremden Mann begrüssen möchte. Frau Thea staunt und sagt: «Ei, ei, Sie haben seine Sympathie erobert, das ist eine grosse Seltenheit. Sonst ist «Ambi» sehr misstrauisch. Nehmen Sie Platz. Sie müssen entschuldigen, wir hatten noch eben Besuch, darf ich Ihnen auch eine Tasse Kaffee einschenken?» Der junge Mann nickt verlegen. Schaut mit Vergnügen, wie die Frau aus dem fünftürigen alten Buffet ein Tässchen holt, Tellerchen und Silberlöffel vor ihn hinstellt

und plötzlich zu lachen beginnt: «Komisch, wie lange ich Sie nicht erkannt habe. Ich habe sonst ein gutes Personengedächtnis. Sie haben sich aber seit damals sehr verändert. Ich erinnere mich noch gut, wie Sie als Bub vom Schulhaus daher gehumpelt kamen, von ihren Kameraden gestützt, das gebrochene Bein nachgezogen haben und den Schmerz verbissen.» «Ja, ich war in der fünften Klasse», bemerkt Gottfried. «Und warum ich mich an Sie erinnere», fährt sie fort. «Wir hatten doch schon über ein Jahr die Praxis hier eröffnet. Aber Sie waren der erste Patient, bei dem ich meinem Mann helfen durfte. Sie erinnern sich vielleicht, da war eine ältere Arztgehilfin im Haus, sie hat regiert wie ein Dragonergeneral. Und just an dem Tag, da Sie mit dem verknaxten Bein aufgetaucht sind, lag sie im Bett und konnte sich nicht rühren. Ein Glück für mich. Sonst hätten wir diesen Sanitätsfeldweibel noch heute hier. Ach, ich vergesse, Sie trinken doch gewiss gerne ein Schnäpschen dazu, Kirsch, Pflümli, Williams?»

Von so viel Freundlichkeit überrascht, vergisst Gottfried eine Weile das leidende Gesicht seiner Mutter, lässt sich einschenken und sagt: «Sie haben mir damals einen grossen, goldgelben Apfel mitheimgegeben. Den habe ich nicht angebissen. Ich habe ihn auf dem Bortbrett neben dem Bett aufbewahrt, bis er eingeschnurpft ist.» «Wie ich gehört habe, waren Sie unlängst in Brasilien oder irgendwo dort in der Nähe?», beginnt sie wieder, «der Bruder meiner Freundin ist auf einer Hazienda aufgewachsen bei Schlangen und Krokodilen. Aber das ist wahrscheinlich weiter im Süden, muss unerhört interessant sein, das Land und die Urwälder, schrecklich, da ist mir unsere schöne Schweiz doch noch lieber, wo waren Sie den schon überall?» Gottfried, so nett und liebenswürdig aufgefordert, fängt an zu erzählen, wie ihn die fernen Länder immer wieder locken und verführen. Plötzlich erwache wieder dieser innere Zwang. Die Unruhe beginne in den Nächten, in den Träumen, das sei nicht zum Aushalten und ziehe ihn in ein unbekanntes Land. Dann müssen die Batzen und die Franken, die er mühsam verdient habe, in Bahn- und Flugbillette umgewandelt werden, bis diese Sehnsucht in einem elenden Kaff oder in einer Hütte voller Ungeziefer verserble. Dabei gefalle es ihm nirgends so gut, wie hier in der Schweiz.

Frau Doktor, froh zur Verkürzung der Wartezeit einen interessanten Gesprächspartner zu haben, kann aber ihre Redelust nicht lange zurückhalten: «Sie haben auch einen sehr bemerkenswerten Verwandten, ist es ein Onkel, der Stephan auf der Brunnmatt? Er kommt oft hier in die Praxis, holt sich immer neue Mittel fürs Herz. Ich bezweifle zwar, ob er sie einnimmt. Er ist auch in seiner Jugend weit herumgereist, damals noch in Kutschen und im Sattel, eine Art Philosoph, schlau und nicht leicht zu durchschauen, aber ein kluger Mann, hält die Augen offen und wagt ein freches Urteil. Mein Mann spricht gerne mit ihm, hat ihn schon einmal am Abend lange dabehalten bei gutem Wein. Ich habe selbe Nacht nicht gut geschlafen, habe befürchtet, er sei auf dem Heimweg liegen geblieben. Dem höre ich auch gerne zu, wenn er aus seinen Weltbetrachtungen auspackt.»

Während diesem munteren und kurzweiligen Plaudern hat Gottfried Gelegenheit, das lebhafte Mienenspiel der Frau zu betrachten, wie sie mit kühnem Schwung des Kopfes die Stirnlocke zurückwirft, mit der Halskette spielt, die sich immer wieder in der glitzernden Brosche verfängt, deren Edelsteine in allen Farben blinken. Ein Geschmeide, das schon Generationen zurück bewundernde Blicke auf sich gezogen hat. Ein Erbstück vielleicht, aus italienischer oder spanischer Werkstatt.

Das zierliche Tässchen und auch das feingeschliffene Gläschen sind leer. Sie achten es nicht, sind in das Gespräch vertieft, das von Ast zu Ast, von Land zu Land hüpft, bis sich ein Schlüssel im Schloss der Haustüre dreht, Herr Doktor Maximilian mit verschneitem Bart den Hut auf den Teppich ausschüttet, den Mantel aufhängt und unter die Türe steht. «Jetzt bin ich aber froh und zufrieden, dass ich unter Dach bin», seufzt er, «mein Wagen steckt in einem Schneehaufen. Soll ihn der Nachtwächter ausgraben. Ich bin zu Fuss heimgekommen. Einen Schluck Schnaps kann ich jetzt just gut gebrauchen.» Frau Thea rückt ihm den Stuhl zurecht, begrüsst ihn herzlich und sagt dann: «Kommst müde

und abgekämpft heim und da wartet noch ein Patient. Gottfried ist zwar nicht krank aber seine Mutter, zu ihr hat er dich holen wollen. Jetzt aber glaube ich, ist es doch zu spät geworden. Ich hole dir die Hausschuhe und noch eine Kleinigkeit vor dem Schlafengehen. Gottfried kann dir unterdessen berichten.»

Kein Zeichen von Müdigkeit oder Unmut ist auf dem bärtigen Gesicht zu sehen. Mit Interesse hört er Gottfrieds Krankenbericht, geht in die Praxis hinüber, holt Medikamente und schreibt auf die Stunde genau, was vorzukehren ist. «Um deine Mutter ist mir nicht bang», beruhigt er den jungen Mann, sie hat ein Herz wie ein Holzfäller. Hat ihrer Lebtag gewerkt und geschafft, Kinder grossgezogen, den frühen Tod ihres Mannes tapfer verkraftet und erträgt eine Schwiegertochter, die man als Polizeioffizier nach Südafrika verfrachten sollte. Nein, keine Angst, Gottfried, jetzt fährst du hinauf, wenn du überhaupt mit dem alten Karren deines Bruders soweit kommst, und dann gibst du ihr von diesen zwei Tabletten. Wenn sie nicht bald einschläft, in einer Stunde noch eine. Dann kannst du dich ruhig zum Schlafen ausstrecken. Morgen vor neun Uhr berichtest du mir, wie es geht, dann kann ich dir wieder raten.»

Frau Doktor bringt auch für Gottfried einen Teller und legt ihm Schinken auf, aber ihn hat nun plötzlich wieder die Unruhe überfallen, er dankt beiden herzlich und mit Händeschütteln und geht in die Winternacht hinaus.

Sie sind in das Gespräch vertieft und achten nicht, dass der Doktor heimkommt.

So sicher wie in einem Bergwerk vergraben

Der Arzt hat recht behalten. Die Mutter auf Ennertweid ist nach einer Woche munter wieder aufgestanden, hat den Winter gut überdauert, ist im Frühling mit den Kindern auf allen Matten zu sehen, immer tätig, überall einspringend, wo sie Arbeit sieht. Gottfried ist längst wieder hinter allen Bergen verschwunden und schreibt ihr Karten, auf denen sie kaum den Ort entziffern kann. Der Föhn hat den Schnee von den Bergen vertrieben. Blumen blühen, schon eilen die Mädchen in Sommerkleidchen durch das Dorf.

In Doktor Maximilians Garten soll Ordnung geschaffen werden. Ein deutscher Student mit grossen Brillengläsern und einem wirren, schwarzen Haarschopf hat sich zur Arbeit gemeldet und versucht, unter Frau Theas Leitung das Gestrüpp aufzubinden, die Blumenbeete zu hacken und den Wildwuchs zu schneiden. Auch im Haus ist der Teppich aufgerollt, Papier ausgelegt, dort hantiert Maestro Perone mit Spitzmeissel und Ham-

mer, bricht ein breites Viereck aus der Stubenwand. Dort soll ein diebessicherer Geldschrank eingebaut werden. Seitdem die Drogensüchtigen in Apotheken einbrechen, die Giftschränke aufknacken, will Herr Dr. Maximilian solchem Treiben vorbeugen.

Auf den Millimeter genau ist die Öffnung ausgespart und mit Pflaster ausgestrichen. «Sauber, eggo», brüstet sich der Maurer, «einen Tag trocken, einen Tag warten und dann fix fertig! Eggo!» Auch dem Herrn Doktor präsentiert er seine Arbeit, sagt danke und arrivederci, räumt sein Handwerkzeug zusammen, wischt mit dem Ärmel noch den Staub vom Tisch und heimst mit Schmunzeln das Lob des Doktors ein, der seiner Frau sagt: «Da kannst du dann endlich auch deinen Schmuck gut aufbewahren, du Angsthase!» Und Perone meint mit erhobenem Finger: «E securo! So sicher, wie im Bergwerk ganz unten vergraben!»

Aber am Samstag, da Opium, Morphium und alle Gifte in den blitzblank neuen Tresor versorgt werden, kann Frau Thea ihre venezianische Brosche nicht finden. Eilt durch Stube und Kammer, sucht auf dem Toilettentisch, lüpft jedes Töpfchen und Näpfchen auf, durchwühlt die Schubladen, den Wäscheschrank, wirft die Kleider auf die Betten, greift in jede Tasche, streicht den Simsen nach, ist verzweifelt und muss Herztropfen nehmen. Die Köchin sucht, die Arztgehilfin, die Putzfrau, auch Herr Maximilian höchst persönlich beteiligt sich an der Durchforschung des Hauses bis in den Estrich hinauf, denn gestern ist Frau Thea dort oben gewesen und hat die Winterwolldecken eingegamphert. Der Keller wird durchsucht. Sie hat Wein geholt und musste sich bücken. Und doch weiss sie, dass sie die Brosche seit dem Sonntag nicht mehr getragen hat.

Auch Herr Maximilian ist unglücklich. So ein schönes Erbstück von seltener Art und Form, mit dem er mit Stolz aus seiner Mutter Schatulle am Hochzeitstag seine Braut geschmückt hat. Ohne Ruhe und fast gar verzweifelt durchmisst Frau Thea nochmals alle Räume und sinkt abends ins Bett, um schlaflos die Kissen zu durchwühlen. Verdacht erwacht. Hat nicht ihr Mann vor dem Italiener von ihrem Schmuck gesprochen, der im Geldschrank versorgt werden soll? Gelegenheit macht Diebe! In der Nacht noch schleicht sie hinaus, um nachzusehen, ob sie nicht die Schublade mit den Seidentüchern zu durchsuchen vergessen hat.

Zwei Nächte ohne Schlaf und Traum, dunkle Schatten unter den Augen. Schmerzen quälen alle Glieder. Immer wieder blitzt das Wort in ihren Gedanken auf: «Polizei!»

Von einem fremden Unbekannten und dem Geheimnis in der Brunnenstube

In dieser Nacht schritt ein hochgewachsener breitschulteriger Mann mit einem Wettermantel und einem Bündel unter dem Arm durch die Gassen der Altstadt, spähte nach allen Seiten und in jeden Winkel. Seine langen Beine erlaubten ihm weit auszuholen. Sein roter Haarschopf war trotz dem trüben Halbdunkel weithin zu sehen. Die Strassen noch belebt, Heimkehrer aus den Wirtschaften und vom Kino gingen plaudernd an ihm vorbei. An der Ufermauer blieb er stehen, dann, als ob er einen Entschluss gefasst hätte, wendete er sich nach rechts und ging dem Ufer nach. Laut hallten die Tritte seiner klobigen Schuhe. Wenn ein Gebäude ihm den Weg versperrte, umging er es, um sogleich wieder den See zu erreichen. Wohl eine Stunde marschierte er, bis er einen Nauen auf den sanften Wellen gampfen sah. In kekkem Sprung erreichte er das Joch, versuchte, leise aufzutreten, schaute in das Maschinenhaus hinein, von der einen und der andern Seite. Dann entdeckte er halb Mittelschiffs zusammengefaltete Decken und Blachen, hob ein Ende auf, schaute nochmals ringsum in die mondbeschienene Nacht und auf das Silberlicht der Wellen, dann schlüpfte er unter die Blachen und blieb in seiner ganzen Länge still liegen. Das Plätschern des Wassers, das Gieren der Planke am Stud liess ihn einschlummern.

Er erwachte auch nicht, da Männerschritte über das Deck hallten, der Motor in Gang gebracht wurde, der Nauen in Bewegung kam und die Wellen unter das Joch schlugen.

Die lange Fahrt durch die Nacht den See hinauf verschlief er, wachte auch nicht auf, da am Morgen schwere Schuhe auf die Planken polterten, im Maschinenhaus Stimmen laut wurden, Eisenstücke gegeneinander-

schlugen und dann und wann ein kräftiger Fluch erschallte. Erst am Nachmittag, da die Männer wieder über den Steg kamen und ihre Arbeit im Maschinenhaus wieder fortsetzten, streckte er seinen Kopf unter den Planen hervor, richtete sich auf, schaute rings in die unbekannte Gegend, auf den Bootsschuppen, die Holzbeigen, die Rundhölzer am Leist, die vielen Obstbäume auf der sanft ansteigenden Matte und das behäbige Wohnhaus.

Er tastete nach seinem Bündel, streckte die Glieder und erhob sich in seiner ganzen Grösse, trat vorsichtig näher, lugte durch das kleine Fenster in das Maschinenhaus hinein und sah, wie zwei Männer versuchten, einen Teil der Maschine abzuheben: «Das ist zu schwer», sagte der Ältere mit dem breitrandigen Hut auf dem Kopf, «wir müssen es mit der Kette aufziehen. Hol die Barbara, sie soll den Aufzug bedienen.»

Nun trat der fremde Mann in die Kabine und begann, das schwere Stück auf der einen Seite zu heben. «Ei, verflucht, pass auf», rief der Junge, «er klemmt!» Der Fremde fasste nochmals mit seinen grossen Händen zu, und langsam kam das Stück hoch. Vater und Sohn hatten keine Zeit, den starken Mann zu betrachten. Sie sahen nur jeder auf seiner Seite einen Arm, an dem die Muskeln hervortraten, eine Hand, die sich wie ein Schraubstock an das Eisen klammerte und wie das Stück über den Schraubenenden langsam auf die Seite wich.

«Ich kenne gut, dieses Motor, Schweizer-Diesel, auf meinem Schiff auch so eines», sprach der Fremde mit rauher Stimme, «ich mache schon, aber zuerst Hunger!» Er legte seine schwere Pratze auf den Bauch und rieb sich den Magen. Das ist ein Zeichen, das in allen Ländern verstanden wird. «Ja, so komm du hinüber in die Küche», sagte der Vater zu ihm, «dort wird schon noch etwas übrig sein.» Die beiden Männer liefen über den Steg, durchschritten den Vorplatz. Gut um einen Kopf überragte der Rotschopf den Vater. In der Haustüre musste der Fremde sich bücken, um nicht die Stirne anzuschlagen.

Foto A. Odermatt

Was stimmt den kleinen Philipp am internationalen Trachtenfest in Stans so nachdenklich?

So kam Arne, der Schiffsmann aus dem hohen Norden, zu den Leuten im Schwibbogen, stillte seinen Hunger mit Speck und Bohnen, seinen Durst mit etlichen Gläsern Most und brachte dann in kurzer Zeit den Motor wieder in Gang.

Am Nachmittag, da Vater Urban die Arbeit am Schiff in guten Händen sah, sagte er zu seinem Sohn: «Ich glaube, ich bin hier nicht mehr nötig. Ich gehe in die Brunnstube hinauf, will einmal schauen, warum wir so wenig Wasser haben», drückte seinen Hut zurecht und liess die beiden werken.

Die Sonne brannte heiss auf Dach und Hang. Aber Vater Urban stieg unentwegt mit strammem Schritt die Halde hinauf, zur Schlucht hinüber, im Schatten der Bäume das stotzige Stück Fussweg bis zu den Matten und dann weiter wieder in den Wald. Die Quellfassung war von Gestrüpp überwuchert. Er musste viel Stachliges und Dorniges wegräumen, bis er den schweren Deckel aufheben und in den Schacht hineinschauen konnte.

Das frische, klare Wasser glitzerte, in die verschiedenen Schächte rinnend. Die Ärmel aufgekrempelt, auf dem Bauch liegend tastete Urban den Wänden nach, grübelte, bis er

den Auslauf fand und entdeckte, dass ein durchbohrter Holzzapfen den Auslauf verengte. Er versuchte den Zapfen herauszuziehen. Griff mit der andern Hand nach, rutschte weiter in die Öffnung hinein, bis er mit Nase und Stirne ins Wasser tauchte. Der Zapfen sass fest.

Er stemmte sich gegen die Abschrankung, die den Fluss des Wassers teilte, rutschte rückwärts, richtete sich auf den Knien auf und schüttelte den Kopf. Dann stand er auf, ging im Wald umher, bis er einen krummen, dicken Knebel fand und kam damit wieder zur Brunnstube zurück. Wieder tauchte er mit den Armen, mit Kopf und Brust hinein. Das Rauschen des Wassers vermischte sich mit seinen derben Worten, die er bei der Morxerei von sich gab.

Den Kopf im Dunkeln, die Nase im Wasser, konnte er nicht sehen, wie ein Mann aus dem Dickicht des Waldes näher kam, ein Mann in buntfarbigem Hemd, einen Schnauz über vollen Lippen und listigen Augen unter verstrubbelten Brauen. Näher kam, die Schuhe und die Hosenbeine anstarrte, das Gestrüpp zur Seite zog und auch auf die überwachsenen Tritte der Brunnstube stieg. Die liegenden Beine bewegten sich, die Schuhe zappelten. Aus der Tiefe des Schachtes dröhnten Flüche.

Der Mann, der schweigend auf den Rükken herniederschaute, schien keine Eile zu haben. Er zog aus seiner Hosentasche einen Tabakbeutel hervor, griff noch einmal tiefer hinein und hielt eine Pfeife in der Hand. Gemächlich stopfte er Tabak in den Pfeifenkopf, wühlte nochmals im Hosensack, klaubte ein Hölzchen aus der Zündholzschachtel. Mit beiden Händen die Flamme vor der Zugluft schützend, blies er ein blaues Räuchlein in die Luft, schnupperte am aufsteigenden Tabak und lächelte verschmitzt.

Zuerst kam der Knebel aus dem Loch herauf, dann rutschte der liegende Mann zurück. Schliesslich kam auch der graue Wuschelkopf ans Licht. Die Arme triefend, Bart und Hemd nass, sich mühsam aufrichtend schaute Urban zuerst auf die Schuhe, dann den Hosenbeinen nach zum bunten Hemd hinauf, sprang hurtig auf die Beine und rief: «Du verdammter Lump, hast mir das Wasser abgewürgt!»

In seiner Hand hielt er den Zapfen und streckte ihn Stephan vor die Nase. «Schon im letzten Sommer haben wir zu wenig Wasser gehabt, mussten Kessel aufstellen. Jetzt weiss ich warum!» «Zeig her, was hast du in der Hand?» fragte der Pfeifenraucher. «Nein», protestierte Urban, «das gebe ich dir nicht. Das ist der Beweis für deine Schelmerei!» «Lass mich doch sehen, vom blossen Anschauen wird das Beweisstück nicht kleiner und nicht grösser», meinte Stephan in aller Ruhe. Urban, kleiner als sein Gegner, aber breiter und kräftiger, wischte sich zuerst die Nässe aus Gesicht und Bart, dann hielt er ihm den Zapfen vor die Augen und sagte: «Der sieht genau so aus, wie wenn er auf deiner Drehbank gedrechselt worden wäre. Das könnte man nach deinem Stechbeutel noch feststellen, wenn er jetzt schon mehr als ein Jahr da unten im Loch gesteckt hat. Mit dem Wasser, das du mir während dieser Zeit gestohlen hast, hast du die neuen Häuser beliefert, die auf deinem Grund und Boden gebaut worden sind. Hast den Wasserzins eingezogen und deinen Geldsack gefüllt. So einen nennen wir hier in der Gegend Gauner!»

«Jetzt geht mir ein Licht auf», sagte Stephan und tippte sich mit dem Finger an die Stirne, «beim vorletzten Hausbau hat sich der Baumeister beklagt, die Maurer hätten zu wenig Wasser und hat gefragt, ob er einmal nachsehen dürfe, ob nicht die Zuleitung undicht sei. Das war im Frühsommer oder Mai im vorigen Jahr. Ich habe es vergessen. Jetzt kommt es mir wieder in den Sinn. Aber so viel ich weiss, ist das Wasser in deinem Brunnen vor dem Haus die ganze Zeit munter in den Trog geplätschert.» «Das spielt keine Rolle», fauchte Urban zornig, «du hast kein Recht, mein Wasser zu stehlen, Basta!»

Stephan bückte sich und versuchte, den Deckel auf das Loch zu schieben und da es ihm nicht sogleich gelang, half ihm der Mann mit dem nassen Bart. «Komm, wir wollen mit dem Baumeister reden, er kommt heute sowieso auf die Brunnmatt.»

Stephan voraus, der Holzhändler zögernd hintennach, gingen sie den Wald hinab, derweil der Pfeifenraucher erklärte: «Dein Grossvater und mein Grossvater haben die

Brunnstube, die schon seit Generationen vorhanden war, vergrössert und die Quelle besser gefasst. Dein Vater hat in der Stube auf der Brunnmatt einmal, ich war noch ein Bub, geklagt, er habe seinen Vertrag nicht mehr gefunden. Also gilt für dich nur das, was im Grundbuch eingetragen ist. Ich aber will dir gerne eine beglaubigte Abschrift des Vertrages aushändigen, dort steht mehr drin. Du weisst, dass sich die Gemeinde schon längst um dieses Wasser bemüht hat. Wenn wir uns streiten, hat sie eine Handhebe einzugreifen, mit einem Gemeindebeschluss, vielleicht sogar eine Enteignung durchzudrücken. Du weisst, wie sie heutigentags alle alten Rechte über den Haufen werfen, wenn ein paar Gröhli pöbeln. Du weisst auch, dass das Wasser aus unserer Quelle das beste ist weitum. Was sie heute in den Städten aus dem See pumpen und auffrisieren, damit möchte ich nicht tauschen.»

Langsam kamen sie auf das Haus in der Brunnmatt zu. Dort wartete schon lange Stani, der kleine Bub von der Ennertweid, kam auf Stephan zugesprungen und fragte: «Grossonkel Stephan, die Grossmutter hat mich geschickt und lässt fragen, ob sie noch ein Stück von deiner geräucherten Speckseite haben könnte, zum Zabig, wenn sie Hunger hat?» Stephan legte seine Hand auf den Bubenkopf und meinte, zu Urband gewandt: «Keine schlechte Idee, ein Schnäfeli Speck zum Zabig, komm Urban, dazu trinken wir ein Glas Veltliner und dir, Stani, geb ich auch ein rechtes Stück mit.»

Also sassen die beiden bis gegen Abend in der Stube, die hereinscheinende Sonne zauberte einen Seidenglanz auf das Täfer und liess die Gemälde von Urgrossvater und Urgrossmutter mit ihren ernsten Gesichtern gewichtig aus der Wand hervortreten. Kein Baumeister kam. Der Wein in der Flasche verschwand bis zum letzten Tropfen, während die beiden Männer in alten Schriftstücken unleserliche Wörter entzifferten und verbriefte Rechte überprüften.

Foto A. Odermatt

Beim Rütli-Schiessen finden sich alt und jung, schlicht und hablich in zünftiger Gemeinschaft vereint.

Nur ein Rätsel blieb ungelöst und beschäftigte Urban noch in seinem Bett, während er den Wellen zuhörte, die an seine Ufermauer schlugen. Wie ist ihm der Zapfen aus der Brunnstube abhanden gekommen, tief unter dem Schnupftuch vergraben, aus seiner Hosentasche verschwunden?

Ohne Pass und Heimat

Sonst ein Frühaufsteher, erwachte Urban erst vom Tukkern des Schiffes, das mit Holz beladen aus dem Leist fuhr. Er erschrak. Hatten sie nicht gestern noch die Maschine gereinigt und abgedeckt. Walter wird doch nicht mit seiner Frau den Nauen beladen haben? Im Nachthemd lief er in die Stube und ans Fenster. Er wollte seinen Augen nicht trauen. Der Nauen wendete und fuhr in den See hinaus und am Steuer stand der Rotschopf, stramm und hochaufgerichtet wie ein Kapitän. Auf dem Tisch standen Kaffee- und Milchkrug, Tassen und Teller, fünf davon bereits benützt, nur oben am Tisch, an seinem Platz sah er keine Spuren einer Mahlzeit.

«Elegant siehst du aus in deinem Nachthemd, Vater», höhnte Fineli, seine Schwiegertochter, «mit deinen schwarzen Haaren bis zu den Knöcheln hinab, könntest du als Oelscheich auf den Maskenball gehen und würdest noch prämiiert.» «Schäm dich, was ist das für ein Anstand», grollte er. Und schnippisch gab Fineli zurück: «Früher hätte man sich geschämt, in solchem Aufzug hellen tags in der Stube herumzulaufen. Heute ist das nicht mehr so. Willst du gleich an den Tisch sitzen, ich bringe dir warmen Kaffee, oder willst du zuerst in die Hosen schlüpfen?» «Die Hosen will ich», brummte er, «und dann will ich wissen, wie dein Mann dazukommt, mit einem Wildfremden allein über den See zu fahren?»

Flugs verschwand Fineli, brachte ihm die Hosen und dann das Frühstück, setzte sich zu ihm und berichtete: «Der Wildfremde ist ein tüchtiger Seemann, an wüstere Stürme gewohnt, an Wellen, wie sie nicht der böseste Föhn aufjagt.» Während die Schwiegertochter munter von den Stürmen im hohen Norden berichtete und vom Fischfang in den Gewässern unter der Mitternachtssonne, schaute Urban kauend und trinkend unverwandt aus dem Fenster und seinem Nauen nach, aber er konnte kein Schwanken, keinen Zickzackkurs bemängeln. Grimmigen Blickes schnitt er nochmals eine Scheibe Brot ab und meinte: «Die jungen Leute fallen doch auf jeden hergelaufenen Plagieri hinein. Muss sie einer nur mit schönen Worten kitzeln, dann sind sie hell begeistert.» «Stimmt nicht, Vater», protestierte die junge Frau, «zuerst hat er mit Walter den Diesel ausgeputzt und entrusst, wie ein diplomierter Spezialist für Schiffsmotoren, dann hat er geschuftet bis die Ladung auf dem Nauen war. Vater, der Arne kommt uns wie ein Geschenk vom Himmel, seit unser Schiffsknecht besoffen davongelaufen ist.» Urban liess sich nicht umschmeicheln, warf den Kopf hoch und fragte: «Und die Papiere. Hast du seinen Pass gesehen, seine Zeugnisse, die Arbeitsbewilligung? Wenn er ausladet, schnappt ihn die Polizei! Dann hast du deinen hübschen Schiffsknecht!» Mit gewinnendem Lächeln beugte sich Fineli über den Tisch und entgegnete: «Nein, ich habe keine Papiere gesehen. Weisst du warum? Er hat keine Papiere! Er ist geflohen, auf einem Schiff versteckt, dann zu Fuss durch Dänemark und Belgien, vielleicht ist er den Rhein hinauf geschwommen. Aber das hat er nicht erzählt.» «Also, den werde ich mir heute abend vorknöpfen», warf Urban seine väterliche Autorität ins Gespräch, «ist nicht unsere Art, fremdes Gelichter ins Haus zu nehmen und schöne Worte wie das Evangelium zu glauben.» Fineli blieb unerschrocken: «Schöne Worte wirst du nicht hören. Sein Kauderwelsch ist nur schwer zu verstehen. Aber vorknöpfen kannst du ihn schon beim Mittagessen. Sie sind wahrscheinlich bis dann zurück. Ei, schau da, kommt meine Schwester, und wie elegant in einem BMW!»

Die junge Frau sprang ans Fenster, winkte und rief: «Martha, Martha, das ist aber lieb von dir!» Dort, auf dem Vorplatz neben der grossen Holzbeige, stand ein Fräulein in blumigem Sommerkleid neben einem hellblauen Auto, dem auf der andern Seite ein junger Herr entstieg, helle Hosen, blaue Jacke, Professorenbrille und geschniegelte Mähne.

Wie trippelten die flinken Füsse Finelis die Treppe hinab, wie erfreut sprang sie ihr

entgegen, als ob sie die Schwester umarmen und in einem Wirbel bis zum Wasser mitziehen wollte. Nach der stürmischen Begrüssung zupfte Martha ihr Kleid zurecht und sagte: «Darf ich Ihnen meine Schwester vorstellen», und auf den jungen Mann deutend, «das ist Dr. Arthur. Wir haben heute beide frei. Er war so freundlich, mich hierher zu fahren.» Freundlich nickend bot Fineli dem schlanken Jüngling ihre Hand und jubelte: «Tolle Idee, herzlichen Dank, dass Sie mir Martha gebracht haben. Wer aus dem Spital kommt, muss gepflegt werden. Was ziehen Sie vor, Sonnenplatz oder Laubschatten, Liegestühle oder Stubenbank, Bündnerfleisch mit Weisswein, oder Wermut mit Sprudelwasser? Alles da!» Herr Dr. Arthur fragte seine Begleiterin: «Was meinen Sie? Ich würde eigentlich ganz gern ein wenig die Gegend betrachten, ein paar Schritte laufen, bevor ich wieder fahre.» «Einverstanden», nickte Martha, nur schnell Vater und Mutter guten Tag sagen. Ich komme gleich.» Sie hüpfte über den Platz und verschwand in der Haustüre.

Fineli, voll Interesse für jede neue Begegnung, bombardiert den jungen Arzt mit Fragen: «Sind Sie schon lange in unserem Spital?» «Erst seit vier Monaten.» «Dann war Martha schon ein halbes Jahr vorher dort. Sind Sie innere Medizin?» «Nein, Chirurg.» «Ein etwas blutiges Handwerk. Haben Sie Ihr Studium schon lange abgeschlossen?» «Ich war nachher in England und in Wien.» Und eher ungeduldig: «wenn Sie meine Zeugnisse sehen wollen, kann ich sie Ihnen auf meinem Büro vorlegen, sie sind nicht schlecht.» Fineli trat einen Schritt zurück und sagte schmollend: «Nein, nehmen Sie meine Fragen nicht übel. Ich bin von Natur aus schrecklich neugierig. Wenn Sie schon lieber mit Martha dem Ufer entlang wandeln wollen, muss ich eben die wenigen Augenblicke benützen. Ich bitte recht sehr um Entschuldigung, Herr Doktor. Sie sehen, Martha kommt schon. Ich versichere Sie, sie ist viel bescheidener, höflicher und tugendsam.» Mit Lachen räumte sie ihrer Schwester den Platz an seiner Seite, hüpfte davon und rief zurück: «Viel Vergnügen! Ich richte eine Erlabung und Erquickung!»

«Elegant siehst du aus in deinem Nachthemd», höhnte Fineli.

Unter der Haustüre blieb Fineli stehen und schaute den beiden nach, die langsam nebeneinander ans Ufer schlenderten und dort dem See nach auf dem Fussweg, der sich den Biegungen der Mauer anschmiegte, unter Bäumen und wieder im hellen Licht der Sonne zu der Waldung am Bach. Martha, nur wenig kleiner als der Arzt, die blonden Locken offen über den Nacken fallend, jeder Schritt eine anmutige Bewegung. Er, aufrecht, wie ein Offizier, schlank und schmal,

eifrig sprechend. Fineli flüsterte halblaut: «Ach, wenn das meine Mutter sehen könnte. Sie würde gewiss in Tränen zerfliessen. Ihr liebstes Kind fast Arm in Arm mit einem Doktor, mit einem Arzt, noch höher hinauf kann ihr Mutterwunsch nicht mehr Klettern», bedeckte mit ihrer Hand kichernd den Mund, wollte schleunigst in der Türe verschwinden, aus der die Schwiegermutter heraustrat, eine Frau mit hellblauen Augen, blonden Kruselhaaren, eine behäbige Gestalt, die nicht von jedem Sturm weggeblasen wird.

«Komm, hilf mir die Wäsche aufhängen», befahl sie, «ich habe dem neuen Schiffsmann sein Zeug aus dem Bündel herausgefischt, muss sagen, viel hat er nicht, aber währschaftes Zeug.» Während sie die Zaine zur Matte hinübertrugen, redete sie weiter: «Man kann ja nicht wissen, ob er morgen schon fortgeht, soll er doch von uns weg nicht mit schmutziger Wäsche ausziehen.» «Ich komme gerne», meinte die junge Frau, «dann muss ich aber schnell meiner Schwester und ihrem, ich weiss nicht, soll ich Freund oder Chauffeur oder Liebhaber sagen, muss ihnen ein Znüni richten. Er will zwar sofort wieder weiterfahren, wie er gesagt hat, aber ich glaube es nicht so recht.» Und die Hand auf die Brust legend seufzte sie wie eine erfahrene Frau: «Ach, bei Verliebten weiss man doch nie!»

Und diese Ahnung bewahrheitete sich. Die beiden sassen bei Backwerk und weissem Wein am Tischchen unter dem grossen Nussbaum, bis sie zum Essen ins Haus gerufen wurden. Dann reckelten sie sich in den Liegestühlen in der Sonne, während sich der Vater den neuen Schiffsknecht vorknöpfte, schauten, wie der Nauen wieder mit Holz beladen wurde, bis Martha selig einschlummerte, im Kranz ihrer Locken träumte und schlief, ein reizendes Bild blühender Jugend und Anmut.

Er arbeitet für zwei und verlangt nicht viel

Arne blieb bei den Leuten im Schwibbogen. Vater Urban begegnete ihm zwar noch immer mit Misstrauen, auch wenn er zugeben musste, dass er nie einen so tüchtigen Schiffsknecht gehabt habe. Ihm war nicht recht wohl im Gedanken, einen Heimatlosen, sozusagen einen Namenlosen zu beschäftigen, ohne die zuständigen Behörden in Kenntnis zu setzen. Seine Frau aber meinte dazu: «Du weisst doch nicht, ob er uns morgen wieder davonläuft. Mach dir keine Sorgen, unterdessen arbeitet er für zwei, und mit dem Lohn musst du bei ihm auch nicht zu tief in den Sack greifen. Wir in unserem Winkel, wer kommt schon hier vorbei. Bis jetzt ist es doch gut gegangen, hat niemand die Nase hineingesteckt und kein Mensch nach ihm gefragt. Sei zufrieden, heutigentags eine solche Arbeitskraft zu bekommen.» Aber Schiffmeister Urban dachte weiter: «Wenn sich die Fremdenpolizei einmischt, die AHV Lunte riecht, wenn ein Unfall geschieht, dann hängen sie uns auf. Auf alle Fälle will ich mit einem Versicherungsmann reden.»

«Mach was du willst», brummte seine Frau, «ich bin froh, dass er da ist, seither haben Fineli und ich nicht mehr ein einziges Stück Holz auf den Nauen schleppen müssen und auch kein Wäscheseil spannen. Das ist für uns eine Wohltat und für dich auch, wenn du daran denkst, doch bald einmal Grossvater zu werden. Und die Fremdenpolizei, die ist ja weit weg. Die haben jetzt genug zu tun, bis sie den Italiener aus dem Land verwiesen haben. Wie es scheint, geht es dort nicht nach ihrem Wunsch. Der Baumeister wehrt sich für seinen guten Maurer und hat einen Vetter in der Regierung. Überhaupt, sie können ihm ja nichts beweisen, haben seine Wohnung durchsucht, jeden Kasten auf den Kopf gestellt. Was haben sie gefunden? Ein goldenes Ketteli und Kreuzli seiner Frau und Postquittungen, wie viel Geld er seiner Mutter nach Kalabrien geschickt hat. Der Fernseher war auch schon vor dem Broschendiebstahl im Haus und bezahlt, das habe ich im Laden vernommen, das ganze Dorf spricht davon. Seine Landsleute schlagen im Rathaus die Scheiben ein, wenn er fortgejagt wird. Ja, zugegeben, seine Kinder haben immer schöne Kleider und Schuhe wie Prinzessinnen. Die sind aber auch nicht alle von ihrer Mutter gekauft worden, viele davon sind ihm geschenkt worden, das versteht er nicht schlecht, wenn er da und dort bei der Kundschaft seine Maurerkelle schwingt.»

Arne war auch wirklich ein anstelliger Gesell. Walter hat berichtet, wie er mit ihm auf Fahrt war und der Föhn in seiner vollen Wildheit über sie hergefallen ist, ihnen die

Ladung vom Nauen reissen wollte, wie er zugegriffen hat und dann im wüstesten Toben am Steuer gestanden ist, ohne eine Miene zu verziehen.

Barbara, die noch in die Schule geht, bettelte nach Feierabend, bis er die Handorgel nahm und seine traurigen Lieder sang, von denen sie kein Wort verstand und doch kaum die Tränen zurückhalten konnte.

Und die Geschichte mit den Kuchen. Fineli hatte seiner Schwester versprochen, für ein kleines Fest der Krankenschwestern im Spital Kuchen zu backen und sich um einen Tag verzählt. Nun mussten sie in aller Eile dorthin gebracht werden. Arne setzte sich ins Auto und fuhr mit den drei Schachteln, aus denen die noch warmen Kuchen herrlich dufteten, los. Im Spital wollte ihm das Fräulein im Empfang die Kuchen abnehmen und sie Schwester Martha hinaufschicken. Arne war damit nicht einverstanden. Er hatte Auftrag, die Schachteln Martha persönlich zu überreichen. Sie war nicht zu finden. Er wartete. Sie sei jetzt unabkömmlich. Er wartete. Sie sei bei einer Operation. Er wartete mit Gleichmut und Geduld, eine Stunde, eine zweite Stunde, ohne sich zu rühren auf einem Stuhl im Vestibül und ohne das Telefon-Fräulein aus dem Auge zu lassen, bis er mit einer Verbeugung und einem herzlichen Gruss Sr. Martha die Kuchen in die Hand geben konnte.

Foto A. Odermatt

Ein prächtig geschmücktes Bauernhaus in Horw.

Arne blieb über den Herbst hinaus bei den Leuten im Schwibbogen. In der ersten Winternacht schöpfte er Schnee, bevor Walter und der Vater erwachten. Den Feierabend verbrachte er daheim. Oft hörte man von seinem Giebelzimmer her das leise Spiel seiner Handorgel. Von Zeit zu Zeit bat er Fineli, ihm im Dorf eine Flasche Kornschnaps oder Genever einzukaufen. Nie brachte der Briefträger dem Fremden eine Karte oder einen Brief, auf dem man hätte seinen vollen Namen lesen können. Vater Urban schätzte sein Alter auf dreiunddreissig Jahre, Fineli meinte, er sei eher jünger.

Aus Kälte und Angst zu einem heissen Kaffee

Der Wintersturm rüttelte an den Fensterläden und den Dächern. Die kahlen Bäume standen steif und liessen sich die letzten Blätter entreissen. Busch und Hag kauerten unter schwerem Schnee. Nebelschwaden segelten über den See und krochen über Matten und Wald den Berg hinauf oder hüllten während Tagen Dorf und Land in ihr trübes Grau.

Auch in Mutters Wohnung auf der Ennertweid ist es kalt, wenn schon die Vorhänge früh am Abend zugezogen werden und die Fenster mit Spreuelkissen auf den Simsen abgedichtet werden. Frau Christina muss sich vor dem Schlafengehen in Wollsachen hüllen und noch ihren Wintermantel über der Bettdecke ausbreiten. Stani bringt ihr heimlicherweise eine Wärmeflasche und kommt sich als verschwiegener Helfer wichtig vor. Gottfried kann ihr nicht abends noch den Ofen einheizen, er ist seit Monaten verreist. Die wenigen Briefe, die er schreibt und die Ansichtskarten, die von sonnenbeschienenen Städten und wiegenden Palmen künden, erwärmen wohl ihr Herz, nicht aber die Stube.

Das Feuerchen, das Rosa in ihrem Ofen knistern lässt, gibt kaum über den Mittag hinaus warm. Ihr Schwager, Stephan, hat ihr einen elektrischen Speicherofen gebracht. Nach drei Tagen war der Stecker kaputt.

Rosa hat dazu bemerkt, es sei jetzt schwer, einen Elektriker zu bekommen und überhaupt sei eine Reparatur zu teuer. Stephan habe wohl den Ofen auf dem Flohmarkt gekauft.

Diese Beschwernisse ertrug Frau Christina ohne Murren und ohne sich bei ihrem Sohn Benedikt zu beklagen. Seitdem ihr lieber Mann auf den Friedhof getragen wurde, hatte sie sich mit ihrem Los abgefunden. Nur die Grosskinder brachten Licht in ihre Stube und Freude in ihr Herz. Während den warmen Jahreszeiten konnte sie mit ihnen über die Matten gehen und in den Wald. Nun im Winter, wenn sie für ein Stündlein zu ihr zum Spielen in die Stube kamen, im Nu ertönte schon die laute Stimme Rosas und befahl ihnen herunter zu kommen. All dies ertrug sie mit Gleichmut. Eine innere Unruhe plagte sie Tag und Nacht, eine Ahnung von drohendem Unglück. Um Gottfried ängstigte sie sich. Sie konnte ihm nicht schreiben, sie wusste nicht wohin, sonst hätte sie ihn gebeten, sie hätte ihn angefleht, heimzukommen. Schon früher hatte sie eine solche Ahnung bedrückt, Tag und Nacht hatte sie in dieser Beklemmung gelebt und dann kam das Unglück über ihren Mann, sie brachten ihn tot ins Haus.

Ohne Ende quälen solche Nächte, als ob es nie wieder Tag werden könnte. Und dann, da die Nachricht von den gefährlichen Lawinen im Urnerland verbreitet wurde, vom Gotthardzug, der in den Schneemassen stecken geblieben, von ihnen überschüttet und überdeckt worden sei, begann sie zu zittern. Eine innere Stimme sagt ihr, dass das Unglück über ihren Sohn, über Gottfried hereingebrochen sei. Am Morgen konnten die Namen der Verschütteten, die frierend in den Bahnwagen eingeschlossen waren, noch nicht bekannt gegeben werden. Nach jeder Meldung versuchte sie sich zu beschwichtigen. Sein letzter Brief kam aus Jugoslavien und kein Wort deutete darauf hin, er gedenke bald heimzukommen. Alle Gründe, die sie immer wieder aufzählte, um ihre Angst zu besänftigen, halfen nicht. Im Innersten wusste sie, Gottfried liegt dort unter dem Schnee.

Ohne Ruhe wanderte sie von der Stube in die Kammer. Setzte sich vor ihren Lautsprecher, um keine Nachricht zu verpassen. Vielleicht war es möglich, am Telefon Auskunft zu bekommen. Sie wagte aber nicht, bei Benedikt zu telefonieren. Durch Schnee und Sturm machte sie sich auf den Weg zur Schlucht, über die Brücke und kam endlich durchfroren und zitternd vor das Haus der Brunnmatt.

«Christine, bist du nicht bei Sinnen», begrüsste sie Stephan, «ich habe gemeint, eine schwarze Klosterfrau komme herauf, so vermummt bist du, und die Hände kalt. Komm an den Ofen.» Hier bei ihrem Schwager konnte sie endlich von ihren Ängsten berichten, von ihrer Ahnung, die sie seit Tagen quälte und ihn bitten, irgendwo Auskunft zu verlangen, um Himmels willen etwas zu unternehmen, damit Gottfried geholfen werden könne.

Stephan, der Weitgereiste, der im Cowboysattel geritten und mit Nordsee Fischern nächtelang im Sturm gestanden ist, war vom Schrecken der Frau Christina nicht sehr erschüttert. «Zuerst bekommst du jetzt einen heissen Kaffee und etwas zu beissen dazu. Wenn dir dann wieder warm ums Herz ist, wird auch dein Verstand wieder soweit sein, dass wir ruhig darüber reden können.»

Nichts zu machen. Gegen diese Ruhe und Überlegenheit anzukämpfen war nicht möglich. Frau Christine musste warten, bis aufgetischt war, sich die Lippen am heissen Kaffee verbrühen, mit zitternden Händen Dörrfleisch schneiden und vor dem Teller sitzen, bis sie die Mahlzeit hinabgewürgt hatte, die ihr Schwager ihr zumass. Erst dann wurde in Erwägung gezogen, was mit Sinn und Nutzen getan werden könnte. Nach langer Beratung, nach dem Abhören der Nachrichten und Sonderberichten griff Stephan zum Telefon und sprach in die Muschel hinein: «Bist du es, Rosa, deine Schwiegermutter ist hier bei mir auf der Brunnmatt und bleibt über Nacht. Nur damit du es weisst. Einen guten Abend miteinand.» Noch bevor Stephan den Hörer auflegte, vernahm Frau Christina die gellenden Worte: «Behalt sie nur . . .» Das Blut wich aus ihren Wangen. Sie faltete die Hände im Schoss. Wie ein Häuflein Elend sass sie in ihrem Stuhl, so tief hatten die Worte ihrer Schwiegertochter ihr Herz getroffen.

Unter dem Lawinenschnee und sterbenskrank

Wie staunen die Fremden, wenn sie an einem milden Sonnentag dem Urnersee entlang im Gotthardzug sitzen, die Berge betrachten, die immer höher ansteigen, schneebedeckt ihre Gipfel zum blauen Himmel hinaufrecken und sich im See spiegeln. Dann immer steiler und wilder das Tal verengen, die trutzigen Felsen, schwarz im Schatten, dem Grün der Pflanzen nur wenig Raum lassen und im Tobel die Reuss gistend und schäumend ihren Weg zu Tal sucht. Die Lokomotive mit ihren vielen Wagen in Windungen und über Brükken den drohenden Hängen nachfahren, über kühne Brücken und dann im Berg verschwindet, um nochmals in die gleiche Landschaft einzuschwenken und sogar ein drittes Mal.

Wie viele Züge rollen jeden Tag das Tal hinauf ungefährdet, weil die Eisenbahner, jeder an seinem Platz, zuverlässig und treu ihre Pflicht tun. Sie begegnen jenen, die aus dem Süden kommen, aus der breiten Po-Ebene, die romantischen Dörfer des Tessin durchfahren und die lieblichen und burgbewehrten Städte. Aufsteigen durch Rebberge, an hohen, schlanken Kirchtürmen vorbei, an Plätzen, auf denen Boggia gespielt wird, Handel getrieben, leichtfüssige Mädchen singend Arm in Arm nickend Bekannte grüssen.

Wenn aber der Winter seine Stürme durch die Klüfte jagt, Tage, Nächte und Wochen Schnee auf die Gipfel schüttet, in die Wälder, die Runsen, auf die Hänge bis hinunter, wo der Bach unter der Eisdecke rumort. Die Laubbäume biegen und brechen, Tannen ihre Last abwerfen, die Sträucher an den Boden gedrückt immer härterem Druck erliegen, dann kriecht die Angst in die Häuser und Hütten am Berg, bricht die unbändige Gewalt der Lawinen los, vernichten im Donnern der Urmächte, was ihnen den Sturz in die Tiefe verwehren will.

Christine kam endlich durchfroren vor das Haus der Brunnmatt.

Im Gotthardzug, dessen eilige Fahrt das Reusstal hinab, die stürzenden Massen aus Erde, Schnee, Holz und Steinen jäh unterbrach, purzelten Koffern, Tornister, Taschen, Ski, Kinder, Männer und Frauen durcheinander. Blut rann über Leder, Stoff und Haut. Schmerzensschreie vermischten sich mit Keuchen und Jammern, und die Finsternis würgte die Angst. Wohl versuchten beherzte Männer mit Worten zu beschwichtigen. Eine Streichholzflamme leuchtete auf, zeigte für Augenblicke die beklemmende Lage. Hände tasteten über Bauch, Brust und Gesicht, suchten nach Tüchern und Taschenlampen. Noch verstummte das Poltern und Krachen nicht, mehr und mehr neigte sich der Wagen auf die Seite. Eine Kinderstimme schrie nach der Mutter. Wer auf die Füsse kam, wusste nicht,

ob er auf eine Tasche, ein Bein oder einen Kopf trat. Dann schlich die Kälte hinein, die Stunde um Stunde härter zugriff. Die Verunglückten wussten nicht, dass alle Hilfe aufgeboten war, die Rettungskolonnen näher kamen, ein Weg gebahnt wurde, um jene zu befreien, die noch ihrer Glieder mächtig waren.

Die Ahnung der Mutter auf der Ennertweid hatte sie nicht betrogen. Gottfried lag in dem verunglückten Zug mit eingeschlagener Schulter und eingeklemmtem Bein. Aber nicht diese Schmerzen plagten ihn so sehr. Ihm war sterbensübel.

Schon die letzten Tage an der Adria hatte er sich krank gefühlt. Eines Morgens sah er sein Gesicht im Spiegel mit Schrecken, das Weiss der Augen war gelb, die Haut wie die eines Indianers, das Stechen in der Brust wollte nicht mehr nachgeben. Zuerst dachte er, es sei eine Fischvergiftung, mit der er noch immer nach einigen Tagen ohne grosse Umstände fertig geworden war. Nun aber hatte ihn eine Müdigkeit überfallen, eine Schwäche, die er ernst nehmen musste. Deshalb hatte er, früher als beabsichtigt, den Heimweg angetreten, war mit der schnellst möglichen Verbindung gereist, fast ohne zu essen, weil er die erkrankten Organe nicht belasten wollte und schon manche Krise mit Hunger kuriert hatte.

Den Kopf nach unten, irgendwie schief lag er am Boden. Die Last auf seinem Bauch begann sich zu bewegen. Er wollte sich in der Finsternis aufrichten, aber der Schmerz im Schultergelenk zwang ihn still zu liegen. Wenn er nur mit dem Bein zurecht gekommen wäre. Bei der geringsten Bewgung musste er aufschreien. Andere lärmten und jammerten schon laut genug. Also blieb er und versuchte jede Veränderung zu vermeiden, soweit dies unter dem schweren Körper möglich war, der ihm den Atem nahm.

Eine Hand betastete seinen Mund, seine Stirne, fuhr ihm in die Haare. Gottfried wurde nicht vom Hunger geplagt, viel mehr vom Durst und von der Kälte. Sein leerer Magen, die selbstverordnete Fastenkur, sein kranker, erschöpfter Körper vermochte sich nicht gegen den Frost zu wehren. Vor seinen Augen drehten sich graue und schwarze Räder. Ein Würgen im Hals, ein Krampf und eine Welle entsetzlicher Übelkeit stiessen ihn in die Bewusstlosigkeit, in eine traumlose Nacht.

Er hörte kein Kommando, nicht das Knirschen der Schaufeln, das Aufbrechen der Türen, sah nur für kurze Augenblicke eine graue Nebelwand, spürte, wie der Schmerz ihm die Glieder zerriss, schaute in ein bärtiges Gesicht, zum Greifen nahe, dann versank er wieder in eine unerkannte Tiefe, in der wie Blitze Schmerzen zuckten.

Gottfried erfuhr nichts von der Freude der Überlebenden, die nach langem Bangen und Frieren einen Becher mit warmem Tee in den klammen Händen hielten, das Tageslicht wie ein Wunder begrüssten, mit eigener Kraft auf zitternden Beinen die Tritte im Schnee emporkrochen. Für kurze Zeit brach das Brummen von Motoren in sein Bewusstsein, er glaubte, eine weisse Zimmerdecke zu sehen und eine helle Stimme zu vernehmen, konnte aber die Worte nicht erfassen.

Ob er Tage oder Wochen in dieser Betäubung verbrachte, er wusste es nicht. Da er endlich die Augen öffnen konnte, umherblicken wollte, war ihm noch immer sterbensschlecht. Helles Licht aus einem grossen Fenster plagte ihn. Er wollte den Kopf abwenden. Der Schmerz in der Schulter befahl ihm, sich nicht zu rühren. Er vernahm Worte einer lieben, bekannten Stimme. Dann spürte er Wärme, ein zartes Streicheln auf seiner Hand, sah neben seinem Bett graue Haare, streng gescheitelt, eine runzelige Stirne, die Augen, das Gesicht seiner Mutter. Nun strich ihm die Hand über die Stirne und die Wange.

Schon lange sass die Mutter an seinem Bett, hatte den unruhigen Schlaf bewacht, den Sohn in das Rosenkranzgebet hineingesponnen. Sie hielt eine Schnabeltasse an seine Lippen und sagte leise: «Trink ein wenig, du hast trockene, aufgesprungene Lippen. Wenn du jetzt schön still liegen bleibst, dann hole ich dir die Schwester. Vielleicht darfst du etwas essen, so schwach wie du bist und brandmager.» «Mutter», hauchte er, «bleib du da», und suchte ihre Hand. Und wie die Mütter gewohnt sind, ihren erwachsenen Söhnen zu gehorchen, setzte sie sich wieder auf den Stuhl und schaute schweigend auf seine Züge. Freute sich am ruhigen Atemho-

len an jedem Heben der Lider und jedem Blick, der aus den müden Augen auf sie zukam.

Ohne Rufzeichen kam die Schwester ins Zimmer, beugte sich über ihn, griff nach dem Puls und sprach: «Ist also wieder ins Leben zurückgekehrt, der junge Herr. Grüss Gott, Gottfried, bist unter die Chinesen geraten, gelb, wie du bist. Wir haben dir zwar schon ein Nachtessen, ein Frühstück und ein Znüni durch die Adern eingegeben. Jetzt werden wir noch deine Lebenskräfte untersuchen und mobilisieren. Ich gebe dem Arzt Bericht. Mutter Christina, Sie behalten ihn im Auge.» Das weisse Häubchen keck in die blonden Haare gesteckt, ging sie beschwingten Schrittes zur Türe hinaus.

Kein Wort von ihrem Kummer, ihren Befürchtungen und ihren Ängsten sprach die Mutter, nur: «Du hast in allem Unglück doch Glück gehabt, dass sie dich hierhergebracht haben, weil die andern Spitäler überfüllt sind. Und dass sie dich just in dieser Abteilung einquartiert haben. Hast du die Schwester nicht erkannt, sie war doch mit dir in der Schule, vier oder fünf Klassen unter dir, s'Martheli! Es hat doch damals beim Schlitteln den Rock zerrissen und hat sich nicht mehr heimgetraut. Ich habe den Schranz in unserer Stube zugenäht. Dann freilich ist die Familie fortgezogen in die Stadt. Ich hab's aber auf den ersten Blick erkannt. Seine Schwester ist jetzt die junge Frau im Schwibbogen, das weisst du gewiss. Aber bei dir kann man ja nicht wissen, ob du nicht alle Leute im Land aus den Augen verloren hast.»

Foto A. Odermatt

Das Lindeli-Problem des «Kleinen Rates» hat Winkelried selbst in den Arm genommen.

«Dich nicht, Mutter», sagte er leise, «wie geht es dir?» Frisch und munter kam die Antwort: «Jetzt geht es mir wieder prächtig, jetzt, da du zurückgekommen bist und noch lebst. Ich kann nicht genug Gott danken, dass ich hier bei dir sitzen kann, wenn du schon aussiehst wie der Heiland im Grab. Du wirst bald wieder bei Kräften sein. Schon als Bub, bei den Masern, dem Schwulli, bei Halsweh, immer bist du als erster wieder in der Stube umhergetrabt, wenn du schon des Doktors Medizin zum Fenster hinausgeworfen hast.»

Die gute Mutter hätte gerne ihrem lieben Sohn noch lange Kurzweil verschafft und viel erzählt, wenn nicht die beiden Ärzte gekommen wären, sie vertrieben hätten, um den Patienten nach allen Regeln der Kunst zu untersuchen. Sie versäumte nicht, sich beim Telefon-Fräulein genau nach den Besuchszeiten zu erkundigen und sie zu bitten, die Nummer ihres Schwagers anzurufen, wenn Wichtiges zu berichten sei.

Mit tiefen Kummerfalten im Gesicht verliess sie das Spital und stapfte durch den Schnee. Schon früher einmal war Gottfried krank und mager von einer Reise zurückgekommen, jedoch in so üblem Zustand hatte sie ihn noch nie gesehen. Jämmerlich sah er aus, hilflos und schwach und hat trotzdem kein Wort über seine Schmerzen geklagt, wenn es schon in seinem Gesicht bei der kleinsten Bewegung gezuckt hat wie ein Wetterleich. «Er ist in guter Pflege», dachte sie, «alles will ich dem lieben Gott überlassen. Er kann nehmen und geben, wie er will. Sein Name sei gepriesen!»

Nach langem Warten und kurzer Fahrt

stieg sie bei der Busstation aus und wollte zwischen den Dorfhäusern verschwinden. Ein Mann redete sie an, eine Frau trat aus dem Laden und wollte wissen, wie es dem Verunglückten gehe. Alle Leute im Dorf wussten schon, dass Gottfried im Gotthardzug verschüttet war, wollten Näheres erfahren, nahmen Anteil und bestürmten sie mit Fragen.

Mutter Christina, endlich allein auf dem Weg, entschloss sich, nicht heim zu gehen. Ihr bekümmertes und verängstigtes Herz sollte nicht noch mit schnippischen Worten und Vorwürfen verletzt werden. Wenn sie mit Rosa auf der Stiege zusammentreffen, oder beim Nachtessen ihr gegenübersitzen müsste, würde die Schwiegertochter gewiss davon reden, wie hoch die Spitalkosten berechnet werden und wer da für ihn wieder einspringen müsse, trotzdem er an allem allein schuld sei.

Sie flüchtete zu ihrem Schwager auf die Brunnmatt, bekam dort einen heissen Kaffee und zu ihrer Verwunderung ein Stück Kuchen. «Den habe ich heute beim Bäcker für dich geholt», sagte Stephan, «habe mir gedacht, wenn die Christina noch einen Funken Verstand behält, kommt sie zu mir, dann soll sie etwas vorgesetzt bekommen, das ihr Freude macht.» Er plagte sie nicht mit vielen Fragen, war aber ein guter Zuhörer mit einem mitleidigen Herz. Auch er war der Meinung, Gottfried werde sich bald wieder erholen, so ein Kraftmensch, in allen Stürmen und Zonen wetterfest.

Gegen Abend kam noch Stani durch den Schnee und die Stiege hinaufgestürmt, sprang auf die Grossmutter zu und rief: «Der Vater hat mich geschickt, er möchte wissen, wie es Onkel Gottfried geht», und mit einem begierlichen Blick auf den Kuchen redete er weiter: «Er habe die letzten Nächte nicht geschlafen, und sag, ist der Lokiführer auch tot?» Stani wollte alles genau wissen, viel mehr als die Grossmutter erzählen konnte. Wenn er einen Bissen des köstlichen Kuchens gekaut und geschluckt hatte, war er schon wieder zu neuen Fragen bereit. «Ist der Zug aus den Schienen gestossen worden? Ist die Eisenbahn den Hang hinab gepurzelt? Wurden die Fenster eingedrückt? Ist alles kaputt gegangen und futsch?»

Was die alte Lehrerin heimlich zu berichten hat

Am Sonnenrain, an der Hausmauer des neuen Hauses, entdeckte Rita, die alte Lehrerin, Schlüsselblumen. «Ihr kommt zu früh», sprach sie mit den gelben Sternen, «ihr müsst das kurze Glück mit dem Leben bezahlen. Ich nehme euch in die warme Stube, sonst erwürgt euch die kalte Nacht.» Nicht nur mit den Blumen redete sie. Seitdem sie in dem grossen Haus so viel allein war, hatte sie die Gewohnheit angenommen, Selbstgespräche zu führen. Sie redete mit dem Besen, der Schneeschaufel, dem Kopfkissen und mit der Tischdecke, die sie am offenen Fenster ausstäubte. Seit dem Sonntag sprach sie viel vom Doktor im Dorf. Nicht dass sie sich erkältet hatte oder krank fühlte. «Wie kann ich nur zu ihm gehen, kerngesund, wie ich bin. Und doch, ich muss es ihm sagen, so lieb mir die Frau geworden ist. Zu Weihnacht haben sie mir Geschenke gebracht, jedes Kind noch extra ein Päckli mit knusperigem Zürcher-Gebäck. Jedesmal, wenn sie kommen, laden sie mich zum Essen ein oder holen mir eine Flasche Wein aus dem Keller. Die Kinder wollen Geschichten hören, die Frau bringt mir ein neues Rezept. Herr Architekt versäumt kein einziges Mal, vor dem Abschied die Treppe hinaufzusteigen. Seine feinen Zigaretten hat er mir dagelassen. Und doch, ich kann es nicht länger in mir herumtragen, mein Gewissen plagt mich jeden Tag mehr.»

Mitten in der Woche schlüpfte Fräulein Rita in ihr Sonntagskleid, wählte ein seidenes, blumiges Kopftuch, zog die wollenen Handschuhe an: «Es ist doch noch recht kalt.» Dann stieg sie vorsichtig den Weg hinab zur Strasse, die vom Schnee befreit war, ging tapferen Schrittes dem Dorf zu und geradewegs zu Doktor Maximilians Haus. Die freundliche Arztgehilfin öffnete und wurde allsogleich gefragt: «Hat er heute Sprechstunde?» «Ja bitte», kam die nette Antwort und schon sah sie sich im Wartezimmer, setzte sich neben einen Mann, der seinen Arm in der Schlinge trug und zu einer Frau mit einem Kind auf den Knien. Ein alter Mann blätterte in Fensternähe gleichgültig in einer Zeitschrift. Ein Bub, Kaugummi im Mund,

nestelte an seinen Schuhen. Fräulein Rita berechnete die Wartezeit, ihr war nicht recht geheuer. Der Arzt öffnete die Türe, lud den nächsten Patienten zum Kommen ein, versäumte aber nicht, die Lehrerin zu begrüssen.

Der Mann mit dem verbundenen Arm blieb lange im Sprechzimmer. Schliesslich setzte Fräulein Rita die Brille auf, suchte eine Zeitschrift und versenkte sich in einen Artikel über emanzipierte Frauen. Sie konnte sich eines boshaften Lächelns nicht erwehren. Beinahe hätte sie ihre gewohnten Selbstgespräche aufgenommen und halblaut zu spotten begonnen. Immerhin verkürzte ihr dieser Schrei nach Gleichberechtigung von Mann und Frau das Warten. Sie war der Ansicht, sie wolle sich an dieser Diskussion erst dann beteiligen, wenn die Frauen mit ebenso langen Schnäuzen und Bärten herumlaufen wie die Männer.

Sie erschrak, da sie ins Sprechzimmer gerufen wurde und versuchte flugs ihre Gedanken auf den Boden eines vernünftigen Denkens zurückzurufen. «Fräulein Rita, bitte nehmen Sie Platz», lud sie der Arzt freundlich ein, schaute auf das Blatt, das die Gehilfin vorsorglich auf sein breites Pult hingelegt hatte. «Wo fehlts, schon lange nicht mehr bei mir gewesen.» «Eigentlich komme ich nicht wegen körperlichen Gebrechen, Herr Doktor», begann Fräulein Rita und versuchte mit höflichen Worten die Zeit auszufüllen, bis die geschäftige Stütze seiner Praxis hinter der Türe verschwand, «ich bin da, weil mich das Gewissen plagt.» «Ob ich Ihnen dabei helfen kann, bezweifle ich. Für Seelennöte ist das Pfarramt zuständig», sprach er lächelnd. Mit heiterer Miene entgegnete Rita: «Der Herr Pfarrer hat aber keine Frau. Es handelt sich um eine Frau. Genau gesagt, um Ihre Frau, Herr Doktor.»

Nun lehnte er sich in seinem Stuhl zurück, schlug die Beine übereinander und meinte: «Da bin ich nun aber sehr gespannt, gutes Fräulein, freue mich, dass Sie gesund und busper sind. Bitte, erzählen Sie.» Zögernd, und dann immer eifriger erstattete Rita ihren Bericht: «Ihre liebe Frau hat für die Jugend, für die Schule doch immer viel Interesse gezeigt, ist an Examen gekommen und hat auch an unseren Schulfesten teilgenommen. Sie kam immer sehr gediegen gekleidet und manchmal hatte sie eine Brosche mit einem blauen Stein und glitzernden Diamanten angesteckt. Wie nun der Diebstahl in Ihrem Haus bekannt geworden ist, habe ich sogleich daran gedacht, es könnte diese wunderschöne Brosche sein.»

Auf Dr. Maximilians Zügen zeigte sich lebhaftes Interesse und er sagte: «Ist es auch. Und bis jetzt ist trotz aller Bemühungen der Polizei noch keine Spur gefunden worden.»

Sie setzte sich im Wartzimmer neben einen Mann mit gebrochenem Arm.

Fräulein Rita rückte mit ihrem Stuhl etwas näher ans Pult heran, entnahm ihrer Handtasche einen Zettel, entfaltete ihn und legte ihn auf den Schreibtisch: «Das ist nur eine primitive Zeichnung, die ich aus dem Gedächtnis zusammengefügt habe. Aber vielleicht erkennen Sie, ob sie der Brosche Ihrer Frau ähnlich sein könnte.»

Erstaunt nahm der Doktor das Blatt in die Hand: «Unverwechselbar, das ist es, das Schmuck- und Erbstück, das wir so schmerzlich vermissen. Aber liebes Fräulein Rita, wie kommen Sie dazu, dieses Geschmeide so genau zu kennen?» Mit der Hand prüfend, ob ihre Haare richtig liegen und eine wilde Locke zurechtzupfend begann sie umständlich: «Wie gesagt, ist mir dieser Gang zu Ihnen recht schwer gefallen. Die Leute sind überaus zuvorkommend mit mir, und ich schätze die Frau und ihre vornehme Gesinnung. Ich möchte ihr um alles in der Welt nicht ein Unrecht antun. Anderseits habe ich von Ihnen, Herr Doktor, und Ihrer verehrten Gemahlin in den Jahren, seit Sie hier sind, viel Gutes erfahren und auch Anerkennung meiner Schulführung. So bin ich eben hier, um Ihnen zu sagen, ich weiss, wo die Brosche ist, oder doch mindestens eine genau gleiche.»

«Bitte, liebes Fräulein, spannen Sie mich nicht länger auf die Folter. Das Stück ist vielleicht zweihundert Jahre alt, ist mit dem Erbgut meiner Mutter in unseren Besitz gekommen. Es kann sich höchstens um eine Kopie handeln.» «Original oder Kopie, das kann ich nicht beurteilen», ereiferte sich Rita. «Wie Sie vielleicht wissen, Herr Doktor, wohne ich im Haus eines Zürcher Architekten, das letztes Jahr erst unter Dach gekommen ist. Am Samstag hat dieser Hausherr einige Freunde eingeladen, grosses Fest mit allem Drum und Dran. Die Dame des Hauses in Seidenkleid und tiefem Ausschnitt und eben dort sass diese Brosche. Ich musste ihr mit einigen Handreichungen behilflich sein. Wie mir dieses Schmuckstück aufgefallen ist, habe ich sofort an Ihre Frau gedacht, habe mir die Zeichnung angefertigt und vom einen zum andern Mal noch ergänzt, was ich zuerst nicht beachtet habe. Hier ist ihre Zürcher Adresse. Ich habe keine Ahnung, wie diese Sache weitergehen soll. Ich möchte Sie nur recht sehr bitten, möglichst diskret vorzugehen, es ist wirklich eine überaus gediegene Familie.» Mit einem Seufzer schloss Fräulein Rita ihre lange Rede und stand sichtlich erleichtert von ihrem Stuhl auf.

Eine kalte Dusche und eine Lebensbeicht

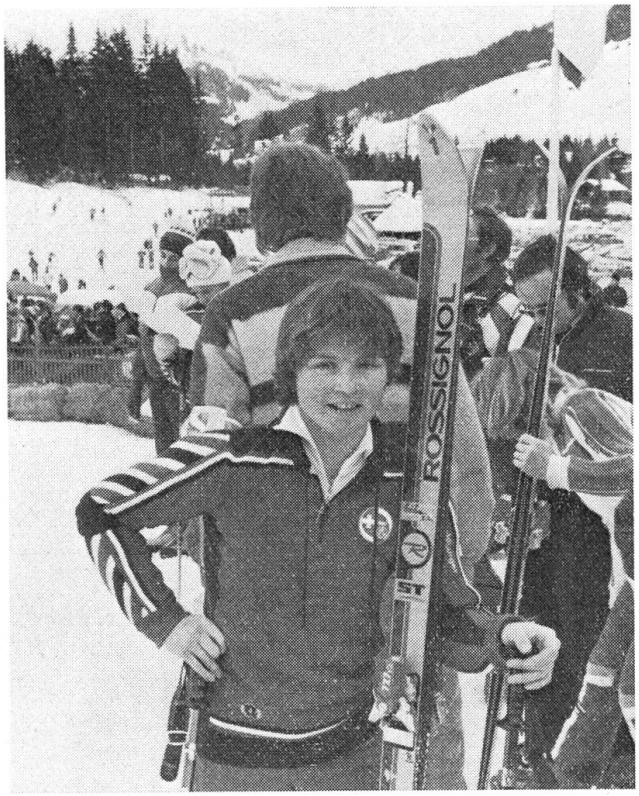
Der Beruf einer Krankenpflegerin erfordert viel Geduld, Aufmerksamkeit und Hingabe. Die strengen Vorschriften der Ärzte müssen exakt durchgeführt werden und können doch nicht schlimmen Überraschungen vorbeugen. Der Fortschritt der Genesung, die Freude am wiedergewonnenen Leben, die Dankbarkeit der Patienten sind über jedes Entgelt hinaus Zugaben, die jede Arbeit erleichtern. Nur sind oft in gewissen Spitälern auch Nebengeräusche, die lähmend auf die aufopfernde Tätigkeit wirken.

Die Oberschwester, eine stämmige Person, erfahren im Beruf und in verzweifelten Fällen unerschrocken, stand im Office, ihre Tasse mit schwarzem Kaffee in der Hand und bemerkte spitz: «Schwester Martha, ich weiss nicht, warum Sie immer so viel Zeit für den Patienten im Zimmer Nr. 320 verbrauchen. Ist ja nicht zu erwarten, bis Sie dort wieder herauskommen.» Die junge Schwester fühlte das Blut in ihre Wangen steigen und sagte: «Eine Virus-Gelbsucht ist schwierig zu behandeln. Jetzt haben sie wieder Proben nach Zürich gesandt. Je nach Befund werden wieder neue Anwendungen notwendig werden.» «Bitte, keine flauen Ausreden», unterbrach sie die Oberschwester, «der Patient kann jeden Tag aufstehen. Er kann sich wohl auch selber waschen. Die Schulter ist soweit besser, was braucht er da noch viel Firlefanz.»

«Schwester Oberin», verteidigte sich Sr. Martha, «der Patient ist ein Schulkamerad von mir aus meinem Heimatdorf. Ich nehme an, es wird kein Ziegel vom Dach fallen, wenn ich dann und wann ein paar Worte mit ihm spreche. Er ist übel dran. Noch immer weiss man nicht, wie man seiner Krankheit beikommen kann.» Die tapfere Leiterin der Abteilung wollte nicht so schnell Frieden geben: «Ich habe nichts dagegen, wenn Sie die Patienten mit ein paar Worten aufrichten. Aber wegen ein paar Worten macht er nicht solch verliebte Kulleraugen, wenn die Türe aufgeht und zeigt eine enttäuschte Grimasse,

wenn ich an Ihrer Stelle hereinkomme.» Sr. Martha liess sich von der «Kanone», wie die Abteilungsleiterin von ihren Kolleginnen benannt wurde, nicht einschüchtern: «Wenn ein guter Befund von Zürich kommt, kann Gottfried vielleicht entlassen werden. Ich bin noch so froh, wenn es ihm besser geht.» «Bitte keine flauen Ausreden», fauchte die Kanone, «wir sind alle daran interessiert, dass unsere Patienten genesen. Bei dem alten Kracher im Zimmer nebenan, der auch nicht auf Rosen gebettet ist, bleiben Sie nicht so lange. Vielleicht finden Sie, ein paar Worte seien bei ihm nicht so dringend notwendig.» Das Rufzeichen leuchtete auf. Schwester Oberin stellte ihre Tasse energisch auf die Anrichte und schwänzelte davon.

Bald darnach verschwand Sr. Martha im Zimmer 320. Gottfried lag, noch immer gelb im Gesicht, bequem von Kissen gestützt, im Bett und las in einem Buch. «Wie ein Sonnenschein kommst du herein, Martha, und mit glühenden Wangen», sagte er heiter, «kommst du aus einem heissen Bad?» Sr. Martha sah, dass die Oberschwester nicht ganz unberechtigt von Kulleraugen sprach. «Nicht aus dem Bad, aus einer kalten Dusche komme ich. Die Kanone hat mir die Leviten gelesen. In Zukunft musst du sie auch anlächeln. Sie ist beleidigt, weil du ihr keine verliebten Augen machst. Du kannst jetzt aufstehen und viel Wasser verspritzen, damit sie sieht, wie ergiebig du Toilette machst. Behüt dich Gott, und sei wachsam, sonst trifft mich der Blitz ein zweites Mal.» Und schon wirbelte sie zur Türe hinaus.



Erika Hess vom Skiclub Bannalp brachte die erste Olympia-Medaille nach Nidwalden. Die Bevölkerung begeisterte sich am Durchhaltewillen und Erfolg der jungen Altzellerin. Viele begrüssten sie schon in Kloten. Dann wurde die Weltberühmte in Luzern, Hergiswil, Stans, Wolfenschiessen und daheim im Aeschi ergiebig gefeiert.

Gottfrieds lange Tage des Leidens wurden nur aufgeheitert, wenn Martha ins Zimmer kam. Wohl freute er sich mächtig auf den Besuch der Mutter, war auch erstaunt, dass sein Bruder Benedikt den weiten Weg nicht scheute und ihm sogar von dem selbstgebrannten Bätziwasser eine Flasche brachte, die allerdings wegen der Diätvorschriften noch immer verkorkt im Schrank stand. Stani hatte ihm die ersten Blumen ab der Ennertweid, einen ganzen Buschen über die Bettdecke entgegengestreckt. Auch Onkel Stephan hatte sich herbemüht, war einen Nachmittag lang an seinem Bett gesessen und hatte beim Abschied so nebenbei bemerkt: «Wenn du dir etwas kaufen willst, notwendig brauchst, oder wenn dir die Rechnung der Ärzte oder vom Spital Sorgen macht, denk daran, ich bin auch noch da. Schliesslich bist du mein Göttibub, verstanden!» Er musste tatsächlich mit dem Handrücken über die Augen streichen, sich schnell abwenden und hinausgehen.

Wenn aber Sr. Martha ins Zimmer kam, dann fühlte er keine Schmerzen. Sie verflogen bei ihrem Erscheinen. Dann schlug sein Puls kräftiger, und eine wohlige Wärme verbreitete sich von der Brust aus in alle Glieder. Wenn die Kanone noch so scharf auf die Zimmertüre 320 zielte, es gelang ihr nicht, alle Minuten zu notieren, die Gottfried in Seligkeit geschenkt wurden.

Auch im untern Stock tuschelten Schwestern und Hauspersonal. Jene, die das Essen in die Zimmer trug, fand es unbegreiflich, dass Martha sich in das Gelbgesicht vergukken konnte. «Jetzt hat er Flecken auf der

Haut, nicht sehr anmächelig, vielleicht wegen einem Medikament. Ich hätte keine Lust, diese Wangen zu streicheln und rasiert ist er auch nicht glatt.» Eine andere nahm Gottfried in Schutz: «Er kann sich vielleicht nicht gut rasieren. Du weisst ja nicht, ob die Haut den Seifenschaum oder das Messer nicht erträgt.» Diese Mädchen fanden in den nächsten Wochen Gelegenheit, das Gelbgesicht aus der Nähe zu betrachten. Und zwar war es Sr. Martha, die ihnen diese Gelegenheit verschaffte.

Eines Tages sagte Martha zu Gottfried: «Im untern Stock liegt ein Unfallpatient, den sie in Nacht und Nebel auf einem Lieferwagen gebracht haben, ein Norweger oder Finne. Ein komplizierter Oberschenkelbruch mit Quetschungen und offenen Wunden. Fürchterlich, wie das Bein ausgesehen hat. Ich hatte eben Nachtdienst. Sie haben es notdürftig operiert. Sie werden ihn später vermutlich nochmals in den Operationssaal nehmen müssen. Niemand versteht, was er spricht. Er kennt einige deutsche Worte. Er bekommt wahrscheinlich ziemlich Morphium, weil er starke Schmerzen hat, jetzt redet er nur Kauderwelsch. Du bist doch in dieser Gegend gewesen. Geh doch einmal zu ihm, wenn du einen guten Tag hast. Du verstehst vielleicht, wovon er immer wieder spricht.»

Nicht nur die Zeit eines kurzen Besuches, viele Nachmittage und Stunden sass Gottfried in den nächsten zwei Wochen am Bett des Rotschopfs, der wie ein Klotz im Bett lag, das für ihn nahezu zu kurz war. Meistens redete er nicht viel, strich mit seinen schwieligen Pratzen über die Decke und starrte auf die Wand. Nach und nach konnten sie sich besser verständigen. Die Ärzte vermuteten, er habe bei seinem Unfall auf dem Schiff auch innere Verletzungen erlitten. Er klagte über Schmerzen im Unterleib und bekam deshalb nur leichte Kost.

Mutter Dorothee hatte ihm einmal eine Flasche Kornschnaps gebracht. Sie stand unberührt auf dem Fenstersims. An einem Besuchstag führte Martha ihre Schwester, Fineli, ins Zimmer, die eine Schachtel mit Kuchen auspackte. Er durfte aber nur daran schnuppern. Gottfried staunte, wie munter der Patient mit der jungen Frau sprach, die auch mit fremdländischen Ausdrücken antwortete. Frauen haben eben eine Sprache, die nicht nur an die Regeln der Grammatik gebunden ist. Wenn Fineli ihm die Hand auf seinen Arm legte, ihm in sanftem Streicheln über die Stirne strich, ihren gütigen Blick in seine hellblauen Augen versenkte, dann belebten sich Arnes Züge, röteten sich seine Wangen.

Nach einem solchen Besuch geschah es, dass der wortkarge Arne von seiner Heimat, von seinem Leben zu erzählen begann. Gottfried war nicht nur ein guter Zuhörer, er verstand es auch, mit geschickten Fragen weitere Berichte zu entlocken. Wenn er dann auf sein Zimmer zurückkam, ordnete er das Gehörte in seinem Kopf und abends, nachdem ihm Sr. Martha die Medikamente gebracht und auf ihre liebe Art gute Nacht gewünscht, ein Kreuz auf die Stirne gezeichnet hatte, entnahm Gottfried seiner Nachttischschublade das Schreibzeug und notierte, was er tagsüber gehört. Nach vielen Tagen fügte sich das eine zum andern und entstand die Geschichte des fremden Mannes aus dem hohen Norden zu einem Ganzen verschmolzen, was Arne in Bruchstücken erzählt hatte.

«Mein Vater war ein grosser, schwerer Mann, der eine ganze Flotte von Fischerbooten sein eigen nannte. Er wagte sich auf die See, um einem Boot in der Not Hilfe zu bringen, auch wenn der Sturm die Segel zerfetzte und der Motor gegen die Wellen nicht mehr ankämpfen konnte. Er hat seine Söhne schon früh mitgenommen und mit einem trotzigen Willen wetterhart gemacht. In unserem Haus am Fjord hat die Mutter gewaltet, uns getröstet und die Schrammen verbunden. Sie lebte ständig in Angst und in Furcht vor der unbändigen See, die immer wieder Opfer forderte und vor dem Vater, den ich nie als zärtlichen Ehegemahl oder liebevollen Vater erlebt habe. Unser Leben war rauh und hart. Abends nach der Schule wartete Arbeit an den Booten oder bei den Fischen. Nicht selten nahm uns der Vater für eine Nachtfahrt mit. Wenn wir dann wegen ungünstigem Wind oder andern Widerwärtigkeiten erst gegen Mittag heimkehrten, hielt er dem Lehrer die Faust unter die Nase. Das war seine Entschuldigung. Er lehrte uns die Zeit nach den Sternen zu bemessen, das Herannahen eines Fischzuges von weitem zu erkennen, die Motoren in Gang zu halten, wenn sie ihren

Dienst versagen wollten und die Segel setzen. Zweimal hat mich der Sturm über Bord gewischt, weil wir die Segel zu spät einholen mussten. Vater hat mich aus dem tobenden Wasser herausgefischt. Unser Vater hat uns auch gezeigt, was die Bootsleute anderer Schiffe falsch gemacht haben. An den Fehlern der andern mussten wir lernen und alles besser machen, weil wir seine Söhne sind. Er war nicht unersättlich, nur weil er seinen Reichtum mehren wollte. Ihn lockte die Macht. Er wollte die grösste Flotte besitzen, die tüchtigsten Männer in seinem Dienst haben. Mein Bruder wollte eine Ehe eingehen. Der Vater befahl zu warten. Ich traf mich heimlich mit einem Mädchen, ein gutes und liebes Kind, voll Liebe und treu. Vater trat dazwischen und erreichte, dass diese Familie fortziehen musste. Er war voll Kraft wie ein Stier. Wenn ihn die Schmerzen in den Gelenken plagten, wenn ein Husten ihn zu Boden zwang, griff er nach der Flasche Genever und trank, bis sein Kopf wie ein Ofen glühte. Aber auch er musste eines Morgens im Bett liegen bleiben, war nicht mehr instande, seinen Rücken aufzurichten. Der Himmel blieb auch über Tag grau, im Herbst sind die Tage bei uns kurz. Die Wolken hingen in Fetzen. Die Wettermeldungen verhiessen Sturm. Vater befahl uns mit dem grossen Boot auszufahren, dem älteren Bruder und mir und nur den jungen Bootsmann mitzunehmen, mit dem ich oft in Streit geraten bin. Der Wetterbericht wurde von meinem Vater nicht hoch eingeschätzt. Er fasste seine Pläne nach den Wetterzeichen, die er nach eigenem Kopf deutete, und wie er es von seinem Vater gelernt hatte. Wir fuhren aus. Zu wenig Mannschaft für das schwere Boot. Der Sturm kam auf, kaum dass wir eine Stunde in offener See auf den Wellen tanzten. Ich bat meinen Bruder zu wenden. Wir gerieten in Streit, hatten alle Hände voll zu tun, um den Kahn im Wind zu halten, mussten den jungen Bootsmann ans Steuer lassen, um die Segel einzuholen. Ich weiss noch heute nicht, wie

Foto A. Odermatt

Die Renovation des Kloster St. Klara in Stans. Der erfolgreiche Bazar im Mai 79 und die Einweihung der Klosterkirche am 12. Juli 1980 haben Kloster und Dorf einander näher gebracht.

es geschah, ob der Bootsmann das Steuer nicht mehr zu halten vermochte. Das Boot wurde auf die Seite geworfen, der Klüverbaum traf meinen Bruder und warf ihn über Bord. Ich griff nach ihm, konnte sein Oelzeug fassen, aber er fiel in die Flut. In dem Gischt und Schäumen, die Wellen klatschten ins Schiff, war eine Rettung nicht möglich. Noch einmal sah ich den Kopf meines Bruders im Schein der Bootslampen. Dann mussten wir zwei alle Kräfte daran wenden, das Boot über Wasser zu halten und einen Hafen zu finden. Der junge Bootsmann, ob er das Steuer hat fahren lassen, ob er gesehen hat wie mein Bruder über Bord gegangen ist, er hat vor Vater und Mutter geschworen, ich hätte ihn im Streit erschlagen und ins Meer geworfen. Er war der einzige Zeuge. Dann bin ich geflohen.»

«Ich allein bin Meister in meinem Haus»

Im Brunnmatt-Haus, im oberen Stock standen die Fenster weit offen, dort wurde mit Schrubber und Besen, mit Seifenwasser und Bohnerwachs hantiert. Frau Christina war am Morgen mit einer stämmigen Frau aus dem Dorf angerückt und hatte ihrem Schwager erklärt: «Jetzt kannst du bleiben oder gehen. Jetzt wird hier Frühlingsputzete gemacht. Seitdem du deinen Mietern vor einem Jahr gekündigt hast, hat sich hier Schmutz und Staub in alle Spälte und Kläcke eingenistet. Ich kann nicht zusehen, wie dein schönes Haus verlottert.»

Stephan, von den beiden Frauen überrumpelt, wehrte sich mit all seiner Beredsamkeit und trumpfte auf, in seinem Haus sei er Herr und Meister. Schliesslich beschränkte er sich darauf, seine Küche, Stube und Kammer vor der Putzwut zu retten. «Vorläufig kommt die obere Wohnung dran. Was nachher geschieht, hängt davon ab, wie schlimm es dort aussieht», kommandierte Frau Christina. Noch nie hatte Stephan seine Schwägerin so angriffig und energisch gesehen. Er begann sich zu überlegen, ob er den Platz räumen und sein Quartier im Sternen aufschlagen solle, dachte dann aber, die Frauen könnten ohne sein wachsames Auge noch mehr Schaden anrichten. Er verzog sich in seine Stube und drehte zur Vorsicht den Schlüssel im Schloss.

Seit langem gewohnt, den Kopf zu senken und eher gebeugt zu gehen, jetzt, beim Wischen des Täfers, streckte Frau Christina ihren Rücken, wurde aber doch schon bald müde, schaute aus dem Fenster und in die herrliche Gegend. Die Matten voller Blumen, der Wald, strotzend vor jungem Grün, die Sonnenhalden ennet dem Dorf und der See, der wie ein Spiegel glatt zu sehen war. Sie dachte, Stephan habe schon ein unverdientes Glück eingeheimst, da er hier als Erbe seines Bruders habe Einsitz nehmen können. War auch ein Vagant in jungen Jahren, hat alle Länder durchwandert, wollte hinter jedem Haus, jedem Felsen und Wald noch um die Ecke schauen, war nie zufrieden, weil hinter jedem Land, jedem See und Meer noch ein Volk lebte, das er nie gesehen hatte. Und jetzt ist er kaum aus seiner Höhle zu bringen. Wenn er für einen Tag oder für ein paar Stunden verreist, rennt er bei der Heimkunft den Berg hinauf, als ob er noch zwanzig wäre. Nimmt mich nur wunder, wie er zwischen seinen Reisen den Militärdienst geleistet, noch seinen Wachtmeister abverdient hat. Er war immer ein Schlaumeier, wird schon Gesuche eingereicht und Dispensen erbettelt haben.

Das Wetter blieb bei guter Laune. Am dritten Tag musste Stephan aus der Stube fliehen, Frau Christina kam, die Ärmel aufgestülpt, die karierte Schürze vorgebunden und hinter ihr die stämmige Frau mit Kessel und Besen. Dieser Anblick verbesserte keineswegs Stephans finstere Stimmung und da er hörte, wie seine Schwägerin mit Nachdruck erklärte: «In der oberen Wohnung sind die Käfer und Wespen verjagt, jetzt kannst du wieder vermieten. Weil aber das Wetter günstig ist und mir Frau Karolina weiter hilft, wird auch gleich bei dir Ordnung gemacht. Wer weiss, wie lange es geht, bis ich wieder eine so gute Hilfe bekomme», begann seine Wut zu schäumen: «Ich vermiete überhaupt nicht mehr. Ich will in meinem Haus allein Meister sein. Ich habe genug von dem Gejohle und Geplär. Jeden Abend Fernsehgeschrei bis zum letzten Programm. Kaum bin ich eingeschlafen, ein Gelächter oder ein Streit. Den ganzen Tag Kindergetrampel über dem Kopf, wie wenn sie Tänze einübten. Nein, davon habe ich genug.»

Die Putzfrau schien von dieser Standrede nicht weiter beeindruckt zu sein, sie stellte den Kessel mitten in der Stube auf den Boden, sodass das Wasser und der Seifenschaum überschwappten und begann ihre Arbeit. «Wenn du schon kein Wort des Dankes über die Lippen bringst, dann komm doch wenigstens hinauf und schau dir an, wie es jetzt aussieht», räsonnierte Frau Christina, ergriff Stephans Arm und führte den Widerwilligen die Stiege hinauf, «wäre doch schade um die schönen Möbel, sie dem Holzwurm und die Wolldecken den Motten zu überlassen, so hübsch, wie das alles hier eingerichtet ist.»

Sie führte ihn in die Stube mit den wieder weiss gewordenen Vorhängen, durch die die Sonne ihre Strahlen auf den Boden warf, schob ihm einen Stuhl zurecht, lud ihn zum Sitzen ein. Stephan schaute mit grimmigen Blicken umher und meinte: «Ist alles recht und gut, aber ich will keine Mietsleute im Haus. Ich habe noch einmal zwei Bauplätze von meinem Land verkauft. Ich kann mir das leisten, hier allein Herr und Meister zu sein.» Seine Schwägerin setzte sich oben am Tisch in den geschnitzten Lehnstuhl, legte die Arme auf den Tisch und begann: «Du bist ein Setzgrind, Stephan. Was machst du, wenn du die Stiege hinunterfällst und nicht mehr allein aufstehen kannst, wenn dir übel wird, du mit deinem Herzasthma. Du bist auch nicht mehr der Jüngste. Dann liegst du und schnappst nach Luft, kannst den Tag und die Nacht vielleicht auf dem kalten Kellerboden warten, bis der Briefträger kommt. Nimm doch Vernunft an.» «Ich kann immer telefonieren», entgegnete der erboste Mann. «Gut, dann lass den Elektriker kommen und sag, er soll überall Apparate installieren, wenn möglich am Boden, damit du hinkriechen kannst.» Stephan schaute auf, betrachtete das Gesicht der eifrig sprechenden Frau und sagte: «Siehst du, auch dich macht diese Putzerei gallig. Du bist doch sonst gar nicht so resolut. Was ist denn nur in dich gefahren?»

Weit offen standen die Fenster, dort wurde mit Schrubber und Besen hantiert.

Nach kurzem Schweigen entspannten sich die Züge der Frau, ihr Blick wurde mild und gütig. da sie sprach: «Du hast recht, Stephan, denke daran, dass ich daheim, ohne mit den Kindern, oft wochenlang kein freies Wort wagen darf. Hier in der guten Luft kann ich mich nicht mehr beherrschen. Sei so gut und lass mich noch, solange die Sonne scheint, die zwei, drei Tage hier werken. Ist eine Wohltat für mich und für dich, wenn du in einem sauberen, deinem geliebten Brunnmatt-Haus sein kannst.» Nach diesen Worten gab der eigensinnige Mann seinen Widerstand auf, allerdings nur unter Knurren und Murren.

Die Liebe kommt ungefragt und auch die Polizei

Die Wachsamkeit der Oberschwester beäugte die Zimmertüre Nummer 320 unentwegt, fand immer wieder spitze Worte, mit denen sie Sr. Martha verletzen konnte. Aber auch diese scharfen Augen vermochten nicht rund um die Uhr, jede Bewegung ihrer Untergebenen zu verfolgen. Nach Feierabend, schon längst hatte sich die Dunkelheit über das Tal gelegt, wandelte Sr. Martha erholungsweise im Park des Spitals unter Bäumen und schaute dort, wo das Laub den Blick freigab zu dem Zimmer hinauf, das allein noch hell beleuchtet war. Nun sah sie den Schatten einer Gestalt hinter dem Vorhang. Diese Bewegung weckte ihr fürsorgliches Gewissen. Mit einer brüsken Wendung machte sie kehrt und schritt eilig an Gebüsch und Ruhebänken vorbei.

Im Zimmer 320 lag der Patient nicht vorschriftsgemäss schlummernd im Bett. Er sass in einem buntgestreiften Pyjama am Tischchen, auf dem ein Strauss Feldblumen stand und schrieb mit Eifer und bedacht. Lautlos öffnete sich die Türe und eine vertraute Stimme sprach leise: «Du sollst jetzt schlafen! Wir geben uns alle Mühe, dich wieder auf die Beine zu bringen, und du sabotierst, was wir erreichen. Du scheinst immer noch nicht zu begreifen, dass du allen Ernstes krank bist und die Ärzte nicht wissen, wie sie deinem Virus beikommen können.» «Kleine Abendpredigt», fragte er lächelnd, «rührend, wie du um mich besorgt bist, herzlichen Dank! Komm setz dich zu mir, aber schau mir nicht auf das Geschriebene, es ist ein Geheimnis, nämlich ein Brief an dich», damit legte er ein leeres Blatt obenauf und ergriff Marthas Hand. «Willst du mich wirklich mit allen Mitteln möglichst schnell aus dem Spital verjagen?» Sie entzog ihm die Hand nicht und lächelte: «Nein bei Gott, das will ich nicht. Aber ich bange um dich. Mit dieser Krankheit ist nicht zu spassen. Letzte Nacht bin ich aus einem Traum aufgeschreckt. Sie haben einen Sarg hinausgetragen, einen pechschwarzen Sarg. Mir ist das Herz stillgestanden. Ich habe an dich denken müssen. Seither sehe ich vor meinen Augen nur dieses Bild. Und du lachst. Wenn ich nicht dabeistehe und sie dir eingebe, lässt du die Medikamente liegen, nachtwandelst, statt zu schlafen und tust so, als ob du auf dem besten Weg zu völliger Gesundheit wärest, sträflicher Leichtsinn!»

«Liebe Martha, seitdem die Kanone unsere Liebe entdeckt hat, prellt sie jeden Augenblick in mein Zimmer, schwirrt umher wie ein Nachtfalter. Sag mir, da ich kaum mehr drei Worte mit dir reden kann, wann soll ich dir denn schreiben können, wenn nicht zu nachtschlafener, dunkler Zeit?» Erstaunt fragte Sr. Martha: «Du schreibst mir? Zeig, was hast du geschrieben!» Gottfried legte seine Hand auf die Blätter, verwehrte ihr, sie wegzunehmen und küsste die liebe Schwester auf den Hals. «Von meiner Liebe zu dir schreibe ich. Wie es mich übernommen hat, schon gleich in den ersten Tagen und seither immer mächtiger geworden ist. Ich will jetzt nicht gesund werden, will hier bei dir bleiben. Was nachher kommt, daran denke ich nicht. Deine Nähe, deine liebe Hand, die mir hilft, dein Liebsein ist mir ein Glück, wie ich es nie erfahren habe. Oft stehe ich vor dem Spiegel und kann nicht begreifen, dass du so gut zu mir sein kannst. Wie miserabel war mein Aussehen. Und doch, gleich nach meinem Erwachen, habe ich gespürt, du machst das nicht nur aus Pflicht, als Beruf, dein Herz ist dabei, ein Herz voller Liebe.»

Sr. Martha sass auf der äussersten Kante ihres Stuhles und schaute ihn an. Ihr Gesicht blieb ernst, ein Schatten huschte über ihre Züge, dann klärte sich ihr Blick. Nach bangem Schweigen hob sie keck den Kopf und begann zu sprechen: «Weisst du, unsere Ausbildung ist streng und bringt uns mit dem harten Leben in enge Berührung. In unserem Beruf sind wir mitten hineingeworfen in den Kampf um das Leben, das in wenigen Stunden erlöschen kann. Ich habe mir vorgenommen, mich ganz für diesen Dienst einzusetzen, aber mich nicht zu verlieren. Bis jetzt ist es mir gelungen. Nun muss ich erfahren, dass man dem Herz, der Liebe nicht befehlen kann. Sie kommt ungefragt, kommt ungerufen und hört nicht auf die Vernunft. Wenn sie gekommen ist, lässt sie sich nicht mehr vertreiben, herrscht und nimmt den ganzen Menschen in Besitz. Nur was sie be-

Blick von der Klewenalp auf Elfer, Zwelfer und Waldbruder am Brisen.

fiehlt, hat Geltung. Nur was sie ersehnt, ist gut und macht froh. Ich muss gehen, Gottfried, bin schon zu lange geblieben, habe dir schon zu viel gesagt, mehr als mir gut tut, aber die Wahrheit. Leg dich jetzt hin, mach, dass du gesund wirst, bald zu Kräften kommst. Wir können nur glücklich werden, wenn du dieses Unglück gut überstehst.»

Ohne ihm die Hand zu reichen, trat sie einen Schritt zurück, schaute ihn mit ihrem ganzen Liebreiz und mit Wehmut an und huschte aus dem Zimmer. Noch blieb ein Hauch ihrer Frische zurück bei dem jungen Mann, der noch lange unbeweglich am Tisch blieb und auf die Türe schaute, hinter der sein grosses Glück verschwunden war.

Er wusste nicht, wie die Oberschwester ihre Fäden spann, mit den Ärzten und der Spitalleitung verhandelte und erreichte, dass Sr. Martha in den Operationssaal versetzt wurde.

Ein freundliches und liebes Schwesterngesicht, ein kastanienbrauner Rubelschopf unter einem weissen Häubchen begrüsste Gottfried am nächsten Morgen und verkündete ihm, dass sie von nun ab Sr. Marthas Stelle innehabe. Gottfried versuchte, die Nachricht mit einem gewinnenden Lächeln zu beantworten, was ihm nicht so recht gelang. Auch in dem Zimmer im unteren Stock, wo er Arne besuchen wollte, war eine Veränderung zu bemerken. Arnes Bett war leer und wie für einen neuen Patienten zurecht gemacht. Der Bettnachbar winkte Gottfried heran und flüsterte ihm zu. Arne sei schon früh geholt und in den Operationssaal gebracht worden. Er habe eine schlechte Nacht gehabt und ihm einen Brief ausgehändigt, den Gottfried zur Post bringen solle, wenn die Operation nicht gut ausgehe.

Die Adresse war mit zügiger Schrift in einer Sprache geschrieben, die Gottfried nicht entziffern konnte. Der Umschlag war frankiert, zeigte einige Flecken und sah aus, als ob er schon lange in einer Tasche versteckt gewesen sei. Gottfried konnte sich erinnern, dass der fremde Schiffsmann von einem solchen Brief gesprochen hat, der nach seinem Tod die Wahrheit über jene Sturmnacht offenbaren sollte. Arg bedrückt fuhr er mit dem Lift zu seinem Zimmer hinauf, wo die neue Schwester auf ihn wartete, um ihn zu einem Untersuch ins Labor zu geleiten.

Auch hinter hohen Fenstern, fern vom Spital, wurde zu gleicher Zeit ein Untersuch anderer Art vorgenommen. In einem Juweliergeschäft in Zürich sass ein Herr in adrettem, grauem Anzug vor dem Pult des Goldschmieds, zeigte seinen Ausweis und bat um eine verschwiegene Auskunft. Im Verlauf des Geprächs legte er eine goldene Brosche mit wertvollen Steinen auf das samte, rote Tuch und fragte: «Ist Ihnen dieses Schmuckstück bekannt?» Der Goldschmied zögerte einen Augenblick und rühmte voll Bewunderung: «Eine edle, selten schöne Arbeit, wahrscheinlich italienisch.» Und wieder wurde die Frage gestellt: «Kennen Sie diese Brosche?» Der Juwelier, von der Bestimmtheit dieser Worte erschreckt, entnahm einer Schublade die Lupe, begann die Steine genau zu untersuchen und flüsterte: «Echt, zweifelsohne vorzügliche Qualität, kein Schimmer von Gelbton, wirklich bewundernswert.» Etwas ungeduldig erklärte der Besucher: «Ich bin nicht gekommen, um den Wert zu erfahren. Mich interessiert die Herkunft.» Der Goldschmied lehnte sich in seinem Stuhl zurück und sprach mit erhobenen Händen: «Ich möchte fast mit Gewissheit sagen, Venedig, vielleicht auch Bologna, ganz sicher Oberitalien. Mir sind aus dieser Zeit ausserordentlich geschickte Juweliere bekannt, aus deren Hand immer wieder, allerdings nur selten, hervorragende Stücke auftauchen.»

Ärgerlich und resolut begann der Herr im grauen Anzug: «Ich habe keine Zeit, lange um den Brei herum zu reden. Ich will wissen, woher haben Sie diese Brosche gekauft?» «Ich», entrüstete sich der Goldschmied, «ich kann mich nicht entsinnen. In der Saison wird so viel hereingebracht und geht flugs wieder weg. Aber ich muss schon zugeben, ein so wertvolles Stück wäre mir aufgefallen.» «Ich muss wohl deutlicher werden», sagte mit Nachdruck der Besucher. «Sie haben die Wahl, entweder sagen Sie mir innert fünf Minuten, woher Sie den Schmuck gekauft haben, oder ich gehe auf das Büro zurück, komme mit einem Spezialisten und einem Befehl der Hausdurchsuchung, dann werden wir in ihren Büchern vielleicht noch andere interessante Feststellungen machen. Wenn Sie versuchen, die Kriminalpolizei mit

Ihrem Geflunker hinters Licht zu führen, können wir veranlassen, dass Ihr Geschäft einige Tage geschlossen bleibt.»

Diese Worte liessen die herumwirbelnden, feingliederigen Finger des Juwelier erstarren, er legte sie aufs Pult, erhob sich und sagte: «Gestatten Sie, Herr Kommissar, ich möchte mich bei meinem Teilhaber erkundigen, nur einen kurzen Augenblick, bitte.» Der Kommissar verkürzte die Wartezeit mit dem Bestaunen hübscher Geschmeide, die neben dem Pult in einer Vitrine ausgestellt lagen, hätte gern ein Armband oder eine Halskette seiner Frau mit heimgenommen, wenn seine Finanzen erlaubt hätten, so tief in den Beutel zu greifen, sah sich aber plötzlich einem Herrn gegenüber, schlank mit einem Kranz wilder, grauer Haare, der Frau Dr. Maximilians Brosche in der Hand hielt und aufmerksam betrachtete. Ohne aufgefordert zu werden sagte er: «In diesem Fall kann ich Ihnen erschöpfend Auskunft geben. Mein Compagnon war an diesem Tage abwesend. Ein junger Herr mit üppigem, sehr dunklem Haarwuchs, hat das Stück zum Verkauf angeboten und gesagt, er befinde sich auf einer Schweizerreise und halte sich nun länger als beabsichtigt in Zürich auf. Seine Mutter habe ihm dieses Schmuckstück mitgegeben, für den Fall, dass sein Reisegeld nicht ausreiche. Er möchte es verpfänden oder schlimmstenfalls verkaufen. Er hat mir seinen Studienausweis der Universität Frankfurt vorgelegt. Ich habe diesen Ausweis vorsichtshalber fotokopiert. Sein Name ist Schwertfeger, Lukas Schwertfeger.»

«Und Ihr Name lautet?» frug der Kommissar. «Hofstetter, Adrian Hofstetter», kam prompt die Antwort. Darnach zog der Kommissar ein Blatt aus seiner Tasche, deutete daraufhin und sagte: «Das ist also Ihre Unterschrift?» «Jawohl, mein Herr», entgegnete er stramm. «Vorläufig bin ich zufrieden. Sie werden noch von mir hören, Keller, Konrad Keller mit zwei ll», ebenso stramm nahm er die Brosche vom Pult und schritt der Türe zu, dort wendet er sich noch einmal um und bemerkte: «Ein solcher Ausweis von der Universität kann natürlich auch gefälscht oder gestohlen sein. Auf Wiedersehen!»

Der Juwelier begann das Geschmeide durch eine Lupe zu betrachten.

Der Blumenstrauss für den einstigen Schüler wird auf den Sarg gelegt

Auch Fräulein Rita kam ins Spital zu Besuch, erkundigte sich beim Empfang nach Gottfrieds Zimmernummer, fuhr mit dem Lift hinauf und fand das Zimmer leer. Nach langem geduldigem Warten trat sie in den Gang hinaus, schaute durch die Glastüre ins Office hinein, drückte vorsichtig auf die Klinke, streckte ihren Kopf durch den Türspalt

und fragte höflich, immer noch den Blumenstrauss in der Hand nach Gottfried. «Ist er nicht auf 320? Das ist doch ein ewiger Vagant», gab die Schwester Bescheid, «strolcht wahrscheinlich irgendwo drinnen oder draussen herum, sollte um diese Zeit im Bett liegen. Kümmert sich keinen Deut um die Hausordnung und um die Vorschriften der Ärzte. Warten Sie, ich will telefonieren.» Nach drei vergeblichen Anrufen wurde die Schwester verlangt, huschte hinaus, und Fräulein Rita durchsuchte auf eigene Faust das weitläufige Gebäude. Sie hatte schon Kinder auf der Landstrasse, im Gestrüpp, im Tobel, in Holzhütten und Heuschobern gesucht und gefunden. Überall freundlich fragend gelangte sie ohne Erfolg immer tiefer hinab. Dort entdeckte sie einen roten, flackernden Schein in einem Raum, dessen Türe einen Spalt breit offen stand. Auch hier guckte sie hinein, sah die Leiche eines Mannes aufgebahrt, wollte auch diesem Unbekannten ein Vaterunser widmen, trat näher und schaute in das bleiche Gesicht eines jungen Mannes, der mit einem erlösten Lächeln auf den Lippen, ohne Spuren einer Krankheit auf dem weissen Lacken lag. Ihrer Gewohnheit gemäss begann sie halblaut mit ihm zu sprechen: «Hast zu früh dein Ende gefunden. Geb dir Gott die ewige Ruh und den Frieden in seiner Herrlichkeit. So ein bäumiger Mann voller Kraft. Und schon tot und hinüber. Du reust mich. Hättest sicher noch viel leisten können und andern zum Glück verhelfen. Nun hat dich eben Gott heimgeholt. Sein Wille sei gepriesen.» In Kreuzform spendete sie ihm Weihwasser, wendete sich um und sah in der Ecke auf einem Hocker den Gesuchten. «Gottfried», rief sie laut, «habe ich dich doch gefunden, hier bei diesem Toten. Kennst du ihn?» Die Gestalt in der Ecke richtete sich auf, kam um die Bahre herum, reichte ihr die Hand und sagte voll Trauer: «Ja, er war mein Freund. Habt Ihr mir Blumen gebracht, das ist lieb. Darf ich sie ihm dalassen? Er hat noch keine bekommen. Euer Strauss ist vielleicht der einzige. Der arme Arne, hat ein schweres Leben gehabt und ist tapfer gestorben, hier, weitweg von seiner Heimat, die er so sehr geliebt hat.»

Dann beteten sie noch still und gemeinsam. Ein kleines Trüpplein folgte dem Sarg auf dem Weg zum Friedhof, die Leute vom Schwibbogen, Gottfried, Schifferkameraden und zuletzt noch eiligen Schrittes Sr. Martha. Wer hatte ihn schon gekannt, ihn, der sich vor allen Leuten verbarg. Wohl war er überall hilfsbereit, hat beim Ausladen geholfen, ohne zu fragen, wem das Schiff gehört, ohne einen Lohn zu heischen. Hat kräftig zugegriffen und keinen Sturm gescheut. Wenn die Gefahr drohte, alle Tücken des Unwetters ein Opfer begehrten. Ohne die Ruhe und das Vertrauen zu verlieren stellte er seinen Mann. Nun wurde über ihm das Grab zugeschaufelt. Starke Männer und liebe Frauen schämten sich ihrer Tränen nicht, die sie für einen jungen Mann nicht zurückhalten konnten, von dem sie nicht wussten, wer er sei und woher er kam.

Das stille Grab an der Friedhofmauer wurde immer wieder mit Blumen geschmückt. Einmal wehte der Sommerwind Mohnsamen auf diese Erde. Immer, wenn der Frühling verblasste, erblühten auf hohen Stielen grellrote und wieder blasse Blätter um einen gelben Kranz, in denen die Bienen mit Wonne süssen Saft suchten.

Aus dem Vaterhaus vertrieben

Nur wenige Tage nach dieser wehmutvollen Beerdigung wurde Gottfried aus dem Spital entlassen und zu weiterer Behandlung Herrn Dr. Maximilian anvertraut. Seine Habseligkeiten in zwei Tragtaschen schritt Gottfried schwitzend und mühsam auf der Strasse gegen die Ennertweid hinauf. Wohl konnte er erwarten, dass ihn die Mutter mit offenen Armen begrüsse und gerne in Pflege nehme. Nur musste er befürchten, ihr Speisekasten sei nicht prall gefüllt.

Stani kam ihm entgegen, jubelnd und schreiend und hinter ihm Käthi, Edi und Theresli, Benedikts Kinder. Auch sein Bruder kam aus dem Stall und ein Stück die Strasse hinab, half ihm die Taschen tragen und erkundigte sich nach seinem Befinden. Die Stiegen hinauf zur Mutter musste er ein paar Mal stehen bleiben, sich am Geländer festhalten, weil ihn Schwäche und Übelkeit befiel.

Wie geschäftig sprang die Mutter umher, brachte ihm seine alten ausgetretenen Schlupf-

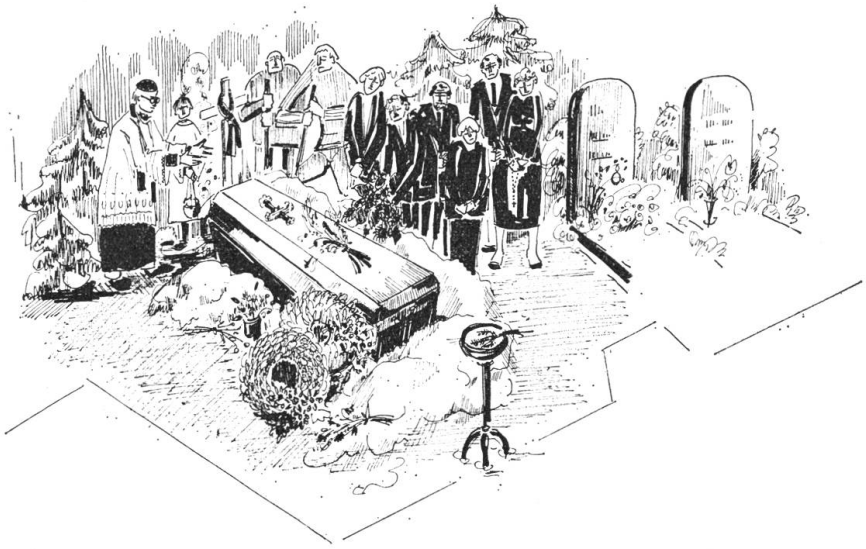
schuhe, einen Lismer, den sie ihm gestrickt hatte, bevor er auf seine erste Reise gegangen war. Kräutertee aller Sorten empfahl sie ihm, hielt ihm die herrlich duftenden, gedörrten Blättchen vor die Nase. «Jetzt siehst du aber doch wieder besser aus», sagte sie, «wenn dich schon der weite Weg arg hergenommen hat. Wäre wohl gut, du würdest ein Stündchen ausruhen. Aber Rosa wird bald zum Essen rufen. Ich habe mir vorgenommen, hier für dich zu kochen und zu sorgen. Rosa hat sich dagegen gewehrt, sie wolle wissen, was in diesem Hause schmarotzt werde. Nun müssen wir um des lieben Friedens willen zu den Mahlzeiten hinunter gehen. Gräm dich nicht. Ist jeweils schnell vorbei. Ich hol dir im Dorf für Znüni und Zabig, was du nötig hast.»

Und tatsächlich, das Mittagessen nahm wenig Zeit in Anspruch und noch kürzer war die Begrüssung am Tisch. Schon bevor Gottfried die Speckbohnen vertilgt hatte, begann Rosa mit Abräumen und schickte die Kinder aus dem Haus.

Das Nachtessen war nicht leichter verdaulich, wurde aber ungemütlich in die Länge gezogen. Rosa hatte die Kinder schon vorher ins Bett gemustert. Nun konnte sie ungeniert zur Sprache bringen, was ihr auf dem harten Herzen lag. Zuerst wollte sie wissen, wieviel die Bundesbahn den Verunfallten zahle und ob sie die Gelbsucht auch übernehme, wenn ja, könne er ihr wohl ein gutes Kostgeld entrichten. Gottfried, der von den Ärzten strikte Weisung erhalten hatte, sich vor jeder Aufregung zu hüten, gab nur spärlich Bescheid und versuchte, mit seinem Bruder ein Gespräch anzufangen.

Dann beordnete Rosa, die Mutter solle sich mit dem Abwaschen befassen, da sie doch diesen neuen Kostgänger an den Tisch gebracht habe. Die Mutter gehorchte und verschwand. Dann erst kam Rosa so richtig in Schwung: «Ich habe mit meinem Mann geredet, und er ist einverstanden. Für dich werden keine Extraküchlein gebacken. Was nützt es, dich aufzupäppeln, damit du wieder herumfagierst und dein und anderer Leute Geld vertust. Wir haben hier Arbeit genug, hier kann nicht gefaulenzt werden. Wir geben dir einen rechten Stundenlohn. Von morgen an wirst du gleichzeitig mit Benedikt geweckt.»

«Du siehst doch», unterbrach der Bruder die Rede seiner Frau, «siehst doch, dass er noch übel dran ist. So radikal war es auch nicht gemeint . . .» Aber die Frau liess sich nicht dreinreden: «Ja, hilf ihm noch. Hast ihm immer die Stange gehalten. Ich weiss, dass ich von deiner Seite keine Stütze erwarten kann. Immer muss ich mich allein durchkämpfen, für meine Kinder wehren. Von dir hätten sie keine Strümpfe und Schuhe. Jetzt



Ein kleines Trüpplein stand beim Sarg auf dem Friedhof.

hört diese Schmarotzerei endlich auf, wird für jede Wurst und jedes Brot gerechnet. Was hast du davon, wenn die Ennertweid vergantet wird?»

Nochmals ergriff der Bauer das Wort: «Soweit ist es noch lange nicht, und wer seinem Bruder den Bissen im Mund missgönnt . . .» Wie eine Furie stand sie von ihrem Stuhl auf und schrie: «Wer hat dafür gesorgt, dass es noch nicht soweit ist, wer? Ich habe das Geld auf dieses Hungerheimen gebracht. Mit meinem Geld wurde der Viehstand verbessert, wurden Maschinen angeschafft, die Heubelüftung eingerichtet. Ohne mich müsstest du noch Burdenen eintragen und dich den Winter über ins Holzwerk verdingen.»

Kein Wort brachte Gottfried über die Lippen. Langsam und unsicher erhob er sich, schaute mitleidig in des Bruders bleiches Gesicht und ging hinaus. In Mutters Stube setzte er sich auf die Eckbank und wartete, bis sie aus der Küche heraufkam, dann sagte er: «Ich gehe noch diese Nacht aus dem Haus, auch wenn ich auf Händen und Knien kriechen muss. So kann ich nicht leben, Mutter. Und was das Schlimmste ist, weil ich da bin, zerhackt sie noch ihren Mann. Diesen Zorn und Streit hält doch kein Mensch aus. Was machen wir, wenn Benedikt krank wird und diesem Teufelsweib ausgeliefert ist. Mutter, lass mich gehen, noch in dieser Nacht. Ich finde schon Unterschlupf und wer weiss, hole ich dich bald. Dann sollst den Frieden haben und auch ein wenig Glück!»

Noch lange hallte der Streit von der Stube herauf. Dann hörten sie das Trampen von Benedikts Schuhen, der in den Stall hinüber ging. «Er wird wieder im Heu schlafen», sagte die Mutter, «ich käme mit dir, jetzt, in die Nacht hinaus, wenn es nicht wegen der Kinder wäre.»

Ohne Gepolter, auf blossen Füssen, stieg Gottfried die Treppe hinab und aus dem Haus. Sein Bündel liess er zurück. Schmerzen in der Seite plagten ihn und eine Übelkeit zum Umfallen. Da er die Schuhe anzog, fiel er vornüber, konnte nur mit grosser Mühe aufstehen und die wenigen Schritte auf die Strasse hinüber gehen. Er hörte, wie der Fensterladen aufgerissen wurde. Zurückschauend gewahrte er eine weisse Gestalt im Fenster, die sich weit hinauslehnte. Dann vernahm er die gellende Stimme: «Geh nur! Und komm nie wieder, du verlotterter Nichtsnutz!»

An einem Brunnen wusch er sich den Kopf, trank Wasser und putzte das Erbrochene weg. In der Schlucht setzte er sich auf die Mauer der Brücke. Die Waldluft erfrischte ihn. Lange lauschte er dem Rauschen des Wassers und dachte, wie es ohne Ruhe über die Steine springe, um in den See zu gelangen, von dort in den Fluss und weiter in den Strom und mit ihm ins Meer. Arne kam ihm in den Sinn und eine tiefe Trauer überfiel ihn, bis ein Bild ihn gefangen nahm. Sr. Martha, die dem tapferen Schiffer in seiner letzten Stunde beistand, seinen Kopf stützte und versuchte, ihm das Sterben leichter zu machen. Ihn mit lieben Worten hinüberbegleitete und ihm weinend, erschüttert vom jähen Tod, die Augen schloss. Der Gedanke an dieses Mädchen, das bei Arne blieb, sich nicht wegweisen liess, um ihm die letzte Barmherzigkeit anzutun, gab ihm wieder Mut, liess in seinen erschöpften Körper fühlbar eine Kraft einströmen, die ihm weiterhalf.

Erst nach Mitternacht kam er auf die Brunnmatt, zog am Glockenstrang und vernahm, wie der Klang der Glocke durch das Haus hallte. Er setzte sich auf den Rand des Brunnentrogs, der unweit der Haustüre stand und sah, wie nach einiger Zeit hinter den Stubenfenstern Licht aufschien, sein Onkel Stephan, mit einem bunten Hemd bekleidet, ans Fenster trat und umherschaute. Dann wurde die Lampe über der Türe hell. Nochmals kam die Gestalt ans Fenster und dann vernahm Gottfried die rauhe Stimme: «Du bist es! Ich habe dich früher erwartet! Komm, ich mache auf!»

Seit jener Zeit, da Stephan im Wilden Westen herumgereist war, hatte er eine Vorliebe für buntbedruckte Hemden beibehalten. Auch seine Hosen, mit einem breiten Ledergurt festgehalten, schienen von wilden Ritten abgenützt zu sein. Die Spitzen seines Schnauzes ragten beidseits weit hinaus. Munter stieg er vor Gottfried die Stiege hinauf, ununterbrochen redend: «Siehst nicht eben gut aus. Kann nicht begreifen, dass sie dich in diesem Zustand aus dem Spital entlassen haben. Ich habe dir am Vormittag zugeschaut, wie du die Strasse hinauf gekrochen

bist. Benedikt hätte dich auch mit seinem Wagen holen können, hat sich wohl nicht getraut, für dich Benzin zu verpuffen. Gut, dass du da bist. Ich braue dir jetzt einen Tee, der dich ein wenig ausspült. Geh derweil in die Stube.»

«Lieber Onkel», sagte Gottfried mit müder Stimme, «ich möchte nur schlafen. Wenn du mir eine Matratze irgendwo hinlegen kannst, dann bin ich zufrieden.» «Nichts da», protestierte der Onkel, «ein Bett bekommst du, ein Prachtszimmer, von deiner Mutter blitzblank für dich hergerichtet, eine ganze Wohnung. Aber jetzt musst du zuerst etwas in den Magen bekommen. In solchem Elend schläft sichs schlecht.»

Und tatsächlich, mit seinem Gebräu, dem Umeinandlaufen und Auftischen, Zureden und Spassen, gelang es Stephan, Gottfrieds Lebensgeister zu wecken. Da sich endlich der Schnauzbärtige in seinen, mit alten Schnitzereien verzierten Lehnstuhl setzte, die Beine übereinanderschlug, eine Pfeife in Brand steckte, fühlte sich Gottfried schon wieder munter. Er erschrak nicht, da ihn der Onkel mit der Frage überfiel: «Du hast natürlich Schulden!» «Nur was jetzt vom Spital ansteht», sagte Gottfried, «davon weiss ich nicht, wie viel die Versicherung übernimmt. Nein, vorher habe ich immer alles bezahlt. Ich habe auf meinen Reisen gearbeitet, habe sparsam gelebt und nur soviel verbraucht, wie ich auch bezahlen konnte. Ich habe fotografiert und die Bilder nicht schlecht verkauft, bin immer noch mit Zeitschriften in guter Verbindung. Überall habe ich mich nicht schlecht durchgeschlagen. In Kanada hat mich ein Farmer 900 Kilometer in seinem Auto mitgenommen, nur weil ich ihm von seinem Haus, seiner Familie, seinem Flugzeug schöne Bilder gemacht habe. Einen Monat habe ich bei ihm gelebt wie ein Fürst,

Foto A. Mathis

Aus dem geschlossenen Wald im «Fell» hat ein Sturmwirbel am 15. Dezember 1979 diese Riesen gefällt.

dann habe ich den Bericht über sein Leben und die Bräuche dieser Gegend erst noch an vier Journale verkauft. Ich habe auf diesen Reisen viel gelernt, habe in Druckereien, in Fotogeschäften gearbeitet, bin auf die Jagd gegangen und zum Fischen. Nein, Schulden habe ich nicht. Aber auch kein Geld. Nur ist das nicht so schlimm. Wenn ich wieder auf dem Damm bin, wieder einen lauteren Blick und den Kopf beieinand habe, kann ich bald wieder zu Geld kommen. Nur im Spital, da verflattern die Ideen, wird man mürbe und faul.»

Onkel Stephans Miene wurde während diesem Bericht zusehends heiterer. Er stocherte in seinem Pfeifenkopf und begann zu reden: «Also, die nächsten Wochen wollen wir dich aufpäppeln. Du kannst die obere Wohnung haben, machen, was du willst. Vorläufig koche ich. Wenn mir gelingt, was ich mir in der letzten Zeit für dich ausgedacht habe, werde ich dir schon bald eine erstklassige Köchin an den Herd stellen. Du musst ja noch, wie ich gehört habe, jede Woche zu Doktor Maximilian. Ein vernünftiger Mann und nicht so verflucht auf Spritzen und Tabletten versessen. Macht er es gut, ist es recht, sonst kurier ich dich mit Mitteln, die ich von den Indianern her kenne. Bis jetzt kann ich nur gewahren, dass dir der Trank, den ich dir vorgesetzt habe, aufgeholfen hat. Und jetzt in die Kiste! Schlaf bis weit in den Tag hinein und mach dir keine Sorgen, Göttibub!»

Darnach wurden die Lichter schon bald in der Stube, in der Küche und Kammer und zuletzt auch im oberen Stock ausgelöscht.

Die weisse Schürze und das Häubchen griffbereit

Arnes Tod blieb nicht verborgen. Ein sensationslüsterner Reporter sorgte für Schlagzeilen in einer Tageszeitung, die von Skandalen lebt. «Beinbruch als Todesursache!» «Heimatloser Flüchtling auf dem Operationstisch verschieden.!» «Sträflicher Leichtsinn oder chirurgische Unfähigkeit?» Unter diesen Überschriften segelten aufgebauschte Berichte voll Vermutungen, gemischt mit unerwiesenen Tatsachen zu den Kiosken und in die Hände der Leser, die gerne Nachrichten mit Pfeffer und Schmalz vor die Augen nehmen.

Im Spital wanderten diese Blätter von Zimmer zu Zimmer. Patienten, denen eine Operation bevorstand, ängstigten sich in Fieberzustände hinein. Proteste und Anfragen erreichten das Rathaus. Die Lokalpresse distanzierte sich, verlangte aber von der Spitalleitung eine sachliche Information. Ein Reporter fotografierte von einem Ruderschiff aus die Schiffe, den Leist und das Haus im Schwibbogen. Fineli schaute ihm vom Fenster aus zu und rief ihrem Mann. Walter sagte zornig: «Das hat uns gerade noch gefehlt, dem will ich die Lust am Knipsen schon austreiben.» Er ging den Holzbeigen nach zum See hinunter und stand plötzlich auf dem Steg, wo der Ruderer anlegen wollte. Er sprang ihm vorn ins Boot und schwapp fiel der Fotograf mit dem gezückten Apparat ins Wasser. Er griff nach ihm, drückte seinen Kopf in das kühle Nass und zog schliesslich den Hustenden und nach Atem ringenden ans Land. Der Fotoapparat versank wie ein Stein. «Hat keinen Wert darnach zu angeln», sagte er dem Patschnassen, «der See ist hier zu tief! Wenn Sie ihre Kleider trocknen wollen, kann ich Ihnen einen Bademantel lehnen. Seien Sie zufrieden, dass ich Sie aus dem See gezogen habe, so dumm, wie Sie herzugefahren sind.»

Der unglückliche Ruderer drohte mit Fäusten und verlangte Schadenersatz, zetterte von böswilliger Körperverletzung und Gericht. Walter, mit seinen breiten Schultern und starken Armen trat ruhig vor ihn hin und zeigte ihm seine Faust und sprach: «Wollen Sie, nass wie Sie sind, ruhig heimspazieren? Wie gesagt, ich lasse Ihnen die Kleider trocknen. Wenn Sie hübsch brav sind, braut Ihnen meine Frau noch einen heissen Kaffee. Einen Schluck Schnaps können Sie auch noch haben, aber dann wie ein Blitz verschwinden! Verstanden!»

Jämmerlich stand der Stadtherr in seinen triefenden Kleidern da, begann nochmals zu schimpfen und zu fluchen: «Das wird Sie teuer zu stehen kommen. Sie hundsgemeiner Strassenräuber! Sie . . .» Eine rasche Bewegung der mächtigen Faust liess ihn verstummen. «Auf grosse Worte können wir hier verzichten», höhnte Walter, «wir sind be-

scheidene Leute. Holen Sie Ihr Boot, der Wind hat es schon weit hinausgetrieben, nass sind Sie ja schon, hopp, hopp, Sie Preisschwimmer, mit einem Kopfsprung sind Sie ihm schon näher!» Mit diesen Worten liess er ihn stehen und begab sich wieder an seine Arbeit.

Nach einer Weile sah Fineli, wie er auf der Hafenmauer herumrutschte und auf dem Seegrund seinen Fotoapparat suchte. Da er sich wieder aufrichtete, rief sie ihm zu: «Sie schlottern ja! Das Wasser ist doch nicht kalt! Ich braue Ihnen einen Grog!» Damit übernahmen die Frauen den weiteren Verlauf der gewonnenen Schlacht.

Dieser Wirbel in der Sensationspresse zeitigte aber noch weitere Folgen. Wenige Tage nach dem Versenken des Fotoapparates betrat Sr. Martha den Garten vor Dr. Maximilians Haus, drückte auf den Klingelknopf und war nicht erstaunt, da Frau Doktor in einer weissen Schürze höchst persönlich die Haustüre öffnete. «Ei, was seh ich, Schwester Martha kommt zu uns, das ist mir jetzt eine Freude. Bitte, kommen Sie herein. Oder wollen Sie in die Sprechstunde.» Die junge Krankenschwester schüttelte kräftig die dargebotene Hand und sagte: «Eigentlich möchte ich ganz gerne zuerst mit Ihnen sprechen, wenn Sie einen Moment Zeit haben?» «Kommen Sie in die Stube hinein», lud die freundliche Frau ein. Natürlich habe ich Zeit. Ich muss nur an die Türe springen und meinem Mann an die Hand gehen, wenn er ruft. Unsere Gehilfin ist nicht da. Bitte, nehmen Sie Platz! Kann ich Ihnen eine Erfrischung anbieten?»

Ein Summton schrillte. Frau Doktor verschwand, sich heftig entschuldigend. Martha konnte nun in aller Ruhe den prächtigen Salon bewundern, der Stube genannt wurde. Polstermöbel, in die man versank, ein runder Mosaiktisch, auf dem ein üppiger Blumenstrauss prunkte. Grosse Bilder, von Innerschweizer-Künstlern gemalt, in goldenen Rahmen. Eine Kredenz, weit ausladend mit eleganten Schnitzereien verziert, auf der eine antike Madonna aus bemaltem Elfenbein dem ganzen Raum edle Weihe verlieh. Im Hintergrund ein Tisch, umringt von sechs hochlehnigen Stühlen mit Brokat gepolstert. Nicht prunkhaft, kostbar und doch heimelig, lud dieser Raum mit seiner gegliederten Holzdecke zum Verweilen ein.

Die geschäftigte Frau öffnete zurückkommend eine Türe der Kredenz, zeigte auf die Flaschen aller Sorten und bat: «Bitte wählen Sie.» «Danke, ich bin nicht durstig. Am frühen Vormittag lieber keinen Alkohol. Überhaupt, wenn Sie so sehr beschäftigt sind, möchte ich Ihnen nicht noch Mühe machen.»

Der Onkel blies Rauch aus seiner Pfeife und sagte: «In den nächsten Wochen wollen wir dich aufpäppeln.»

Nach vielen liebenswürdigen Worten kam eben doch ein feingeschliffenes Glas mit einem Zinntellerchen als Untersatz auf den Tisch und wurde ein erfrischender Sprudel eingegossen. Noch zwei Mal wurde Frau Doktor hinausgerufen, bevor Martha ihr Anliegen vortragen konnte: «Wie ich gehört habe, ist Ihre Arztgehilfin für längere Zeit erholungshalber abwesend. Ich möchte mich um diese Stelle bewerben.» Der Frau des Hauses blieb der Mund offen stehen. Sie schlug die Hände zusammen und konnte sich kaum erholen: «Höre ich recht. Wenn ich mich nicht irre, Sie sind diplomierte Schwester und wollen zu uns kommen? Schwester Martha, Sie sind ein Geschenk vom Himmel! Nur einen Augenblick, bitte, ich rufe meinen Mann.» Wie ein Wirbelwind verschwand sie hinter der Türe. Martha liess in aller Ruhe ihre Blicke weiter durch den Salon wandern, nur die Ader an ihrem Hals zeigte einen raschen und kräftigen Pulsschlag. Der Arzt kam herein, den graumelierten Bart und das Stethoskop über der hochgeschlossenen, weissen Schürze, die Brille in die Stirne hinaufgeschoben. Lächelnd streckte er Martha die Hand entgegen. «Was höre ich, liebes Kind, du willst uns aus der Patsche helfen? Mit offenen Armen wirst du von meiner lieben Frau und von mir aufgenommen. Sag, wann kannst du denn kommen?»

Ein zweites Mal konnte sich Frau Doktor vom Erstaunen kaum erholen, da Martha mit frischer Stimme sagte: «Jetzt gleich! Ich habe meine Schürze mitgenommen. Was ich sonst brauche, kann ich mir über Mittag holen.» Der vielbeschäftigte Arzt versenkte sich in die Polster und schaute vergnüglich zu, wie Martha ihrer Tasche eine weisse Schürze entnahm, sich keck ein Häubchen aufsetzte und in die Ärmel schlüpfte. «Bravo», rief der Doktor, «das nenne ich einen flotten Anfang! Ich bin eben an der Behandlung einer heiklen Beinwunde.» Als ob dies das Selbstverständlichste wäre, trat Sr. Martha hinter dem Arzt ins Sprechzimmer, wusch sich die Hände und griff zu.

Von einem lieben Lächeln überrascht

Die Woche war noch nicht weit fortgeschritten, konnte Sr. Martha im Arzthaus ein weiteres, überaus erstauntes Gesicht betrachten. Am Vormittag so gegen zehn Uhr schaute sie ins Sprechzimmer hinein, um den nächsten Patienten hereinzurufen und sah, wie Gottfried seinen Unterkiefer fallen liess, die Zeitschrift aus seiner Hand zu Boden flatterte und er erstarrt bocksteif auf dem Bänkli sass. «Bitte schön», hauchte Martha einer umfänglichen Frau zu, die sich schwerfällig erhob und um den Tisch herumsegelte.

Gottfried blinzelte, als ob er aus einem Traum erwache, starrte ungläubig auf die verschlossene Türe und musste sich tüchtig zusammenreissen, um den andern Wartenden nicht das Bild eines ausgewachsenen Oelgötzen darzubieten. Von nun an interessierten ihn die Zeitschriften, ihre Bilder und Artikel einen Dreck. Wie ein Patient mit zu hohem Blutdruck glotzte er auf seine Schuhe, stiess beide Fäuste in die Hosentaschen und blieb, ohne einen Mux zu machen, sitzen.

Ein Kind wurde freundlich hereingebeten, ein Mann, auf einen Bergstock gestützt, hinkte hinein. Eine Frau, die schon wieder nervös mit dem Lippenstift ihren Mund verschönte. Ein Bergbauer mit Rucksack trat in das Wartzimmer, den Stumpen im Mund. Ein Bub mit einem zerschundenen Knie und zerrissenen Hosen humpelte herein. Dann wurden an Gottfried die freundlichen Worte gerichtet: «Bitte schön!»; nicht nur nett, mit einem strahlenden Lächeln und auch einem kräftigen Händedruck zwischen Türe und Angel. Die Patientenkarte lag schon vor den Augen des Arztes, der aufschauend fragte: «Und nun, Gottfried, wie geht es dir?» Hatte der junge Mann einen Klotz im Hals? War ihm ein Nusskern vom Frühstück in der Kehle stecken geblieben? Warum wohl war seine Stimme so arg verändert. «Nun bist du nicht mehr gelb, jetzt bist du bleich», meinte der Arzt, «behagt dir die Kost nicht auf der Brunnmatt?» «Es ist nicht schlimm», gab der junge Mann Bescheid und schaute auf die Türe, hinter der Martha verschwunden war, «nur mit der Zeit wird es eher langweilig Haferschleim zu löffeln, während Onkel Stephan Indianer-Schnitzel in der Pfanne prutzeln lässt.» «Gräm dich nicht, auch das kommt wieder besser, und wie wir hoffen, bald», tröstete der Arzt. «Wir wollen wieder das Blut untersuchen: «Schwester Martha,

eine Blutprobe.» Im Hui kam sie herein, nahm seine Hand, zückte das Instrument und würgte seinen Finger, bis ein grosser dicker Blutstropfen in die kleine Glasröhre aufgenommen werden konnte.

«Was machst du den ganzen Tag», fragte sie ihn, «hockst gewiss bei schönstem Wetter hinter deinen Zeichnungen in der Stube. Im Spital bist du doch dann und wann ausgeflippt, zur Unzeit im Park umhergestrichen. Frische Luft wäre für dich Medizin!»

Dr. Maximilian schob das Gläschen mit der Blutprobe in das Mikroskop, schaltete die Beleuchtung ein und vertiefte sich in den Untersuch. Unterdessen strich eine zarte Hand über Gottfried's Stirne und Wange. Er griff darnach und presste einen wilden Kuss auf die Handfläche, dann stellten sich beide wieder in Positur und warteten auf den Befund. Sich aus der gebeugten Haltung aufrichtend, nahm der Doktor die letzten Worte Marthas wieder auf: «Ja, du hast ganz recht. Frische Luft und zwar bei hellem und verregnetem Wetter, jeden Tag ein paar Stunden. Du hast das bitter nötig. Und weil wir gerade davon sprechen. Meine Frau beklagt sich ständig, sie finde keinen Mann, der ihr helfe, den Garten zu roden. Letztes Jahr haben wir einen sogenannten Studenten damit beschäftigt. Wie es sich jetzt herausstellt, hat er uns Schmuck gestohlen. Das müssten wir bei dir, Gottfried, nicht befürchten. Überleg dir einmal, ob du Lust hättest, ein wenig mit der Baumschere herumzufuchteln, bei jedem Wetter, den Weg von der Brunnmatt hierher und wieder hübsch langsam hinauf. Das allein würde deinen Kreislauf beleben.» Der Arzt, immer noch mit seinen Notizen beschäftigt, sah nicht, wie Martha ihm zuzwinkerte und nickte.

«Ein sehr freundliches Angebot, Herr Doktor», stotterte der Patient, «immerhin könnte ich es einmal versuchen. Ich wäre ja dabei ständig unter Ihrer fürsorglichen Kontrolle.»

Der Arzt vertiefte sich in den Untersuch der Blutprobe ohne aufzuschauen.

«Jetzt oder nie!»

Diese Woche schien für neue Anstellungsverträge besonders günstig zu sein. Die Glückssträhne hielt noch weiter an. Stephan, der der Ennertweid sonst in einem weiten Bogen auswich, kam am Samstag nachmittag tatsächlich auf das hochgieblige, braune Holzhaus zu, redete mit den Kindern, denen er Schokolade mitgebracht hatte. Von ihnen umringt stieg er mannhaften Schrittes die Aussentreppe hinauf und dann prozessionsweise in die obere Wohnung hinauf. Dort begrüsste er seine Schwägerin inmitten aufgehäufter Wäsche mit dem Bügeleisen hantierte. «Du siehst gut aus», begrüsste er sie, «ro-

te Backen und munter am Werk.» Christine fuhr sich zuerst mit beiden Händen durchs Haar: «Und verstrubbelt bin ich. Das macht der Dampf, der kruselt noch meine grauen Strähnen.»

«Und jetzt, liebe Kinder, verduften. Ich habe mit der Grossmutter zu reden», befahl Stephan. Wie der Wind wackelten alle vier hinaus. Stephan setzte sich halbwegs auf die Lehne des Kanapees, zog seine Pfeife aus der Hosentasche, begann darin zu grübeln und dann zu reden: «Meine Kochkunst ist zu Ende. Für ehrbare und währschafte Männer zu kochen macht mir Spass, nur für Krankensuppli und Breizeug bin ich nicht eingerichtet. Diätkost, sagt Gottfried und verserbelt dabei. Letzthin habe ich ihn im Hemd gesehen, Beine wie Bohnenstangen, die Haut aus Seidenpapier, sieht aus wie ein indischer Fakir. Entweder muss er zurück ins Spital, oder du kommst auf die Brunnmatt und übernimmst die Küche. Ja oder nein?»

Nur der Kopf der guten Frau war hinter dem Haufen Wäsche zu sehen, seitdem sie auf den Stuhl gesunken war. Da sie kein Wort über die Lippen brachte, nahm Stephan wieder die Rede auf: «Die Ausrede wegen den Kindern lasse ich nicht mehr gelten. Sie sind gesund und busper. Ich glaube doch, zuerst kommt jetzt dein Sohn. Und wenn du einmal bei mir bist, das sage ich heute schon, dann gehst du nicht so schnell wieder fort. Ihr zwei, der Gottfried und du, ihr könnt in der oberen Wohnung hausen, ist gross genug. Ich werde euch nicht dreinreden. Ich will nur jeden Tag sehen, dass es ihm besser geht, das hast du in der Hand. Du kannst ihm an den Augen ablesen, was ihm guttut, kannst kochen wie ein Tausendsassa, das weiss ich. Und jetzt pack das Nötigste zusammen, derweil ich unten mit dem Benedikt aushandle.» Verzweifelt wehrte sich Frau Christine, zeigte auf die Wäsche links und rechts und stotterte: «Aber doch nicht jetzt, du siehst doch, wie viel hier zu tun ist.» «Jetzt oder nie», fauchte Stephan, rutschte von seinem Sitz, kam auf den Tisch zu, «einmal muss der Strick durchschnitten werden, der dich an diese Knechtschaft bindet», drehte sich auf dem Absatz um und schritt zur Türe hinaus.

Kaum war er verschwunden, war die gellende Stimme Rosas zu vernehmen und dazwischen die lauten und bestimmten Worte ihres Schwagers. Wie unter Blitzen und Donner grollen beugte Frau Christina ihren Kopf über den Tisch, verschränkte die Hände und begann zu beten. Hätte sie ihr Bätti ergriffen, sie hätte den schmerzhaften Rosenkranz zweimal rundum beten können, bis das Toben zu verebben begann, endlich auch Benedikts Stimme sich er hob, für seine Mutter Partei ergriff und sie nicht länger verschimpfen liess. «Hast sie jetzt lange genug ausgenützt», rief Benedikt, dass es durch das ganze Haus halte, «und dass du es weisst, Rosa, meine Mutter muss nicht zufuss hinübergehen. Ich gehe hinauf und helfe ihr aufräumen. Dann fahre ich mit dem Auto hinüber und wenn die Kühe lauter brüllen als du.»

Die Zähne zusammengebissen, den Mund eingekniffen zu einem schmalen Strich, kam Benedikt hinauf und sagte: «Mutter, sag mir, was du mitnehmen willst. Was du die ersten Tage brauchst. Das andere bringe ich dir nach. Verzeih Mutter, ich habe zu lange geschwiegen. Jetzt sollst du aus dieser Hölle befreit werden, deine Jahre im Frieden leben können.»

Rosa hatte nach ihren Herztropfen gegriffen und war in der Kammer verschwunden. Stephan sass bei den Kindern am Brunnentrog und schnitzte ihnen eine Pfeife. Schon konnte er ihr einen hohen und einen tiefen Ton entlocken, da Benedikt Mutters Koffern und Taschen zum Wagen ins Tenn hinübertrug.

Der Abend senkte sich über das Tal, da das Auto auf die Strasse einschwenkte, auf dem Rücksitz die Mutter zusammengekauert die Tränen trocknend, und Stephan mit hohlem Rücken neben ihr, mit der Hand die Glut in der Pfeife vor der Zugluft schützend.

Üppig schoss Halm und Blatt empor. Die Sträucher standen schon in Blüte. Genug zu tun für einen willigen Arbeiter im grossen Garten des Doktorhauses. Gottfried blieb aber nicht lange allein bei seiner Arbeit. Eines Tages trat der Maurer Perone stolzen Schrittes durch das Türchen, eine Planskizze in der Hand und das Metermass. Durchschritt die Anlage mit Kennerblick und erklärte, er brauche Platz für die Steine, er mache eine

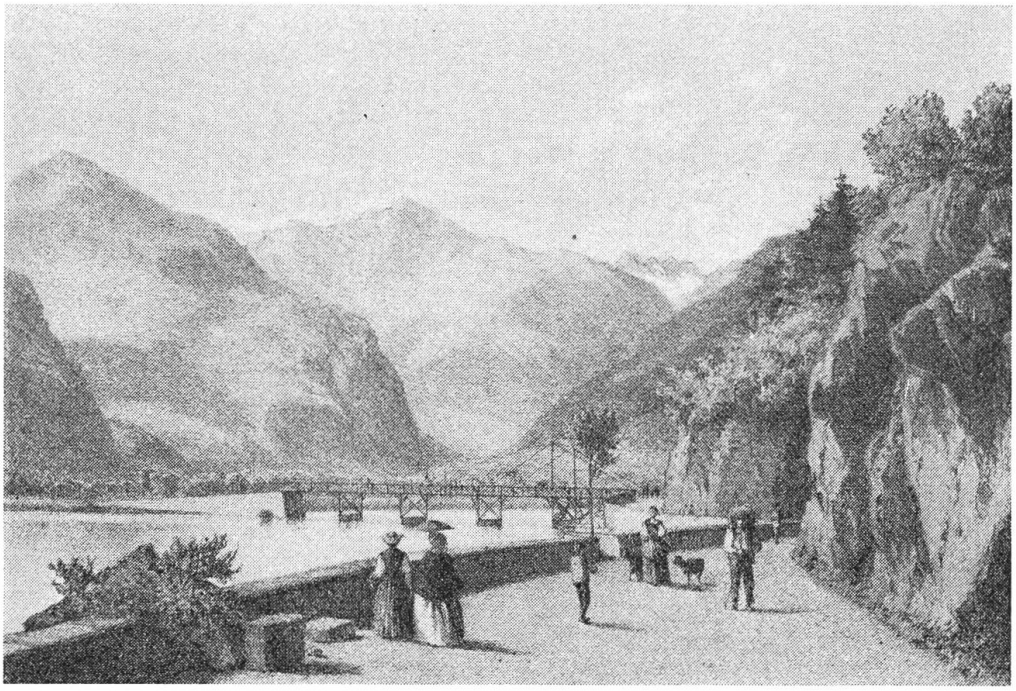
Mauer, drei Seiten Bruchstein und eine Feuerstelle für den Grill: «Schöne Arbeit, bellissimo, für Signore Dottore, hat mich behalten in Svizzera!»

Einige Tage zuvor war nämlich von der Polizei ein Brief eingetroffen, der an Dr. Maximilian adressiert war und in wenigen Worten darlegte, die verschwundene Brosche befinde sich auf dem Polizeibüro und könne dort gegen Quittung abgeholt werden. Kurz darnach telefonierte der Doktor dem Baumeister, er wolle im Garten eine Laube mit Kamin und Grill einrichten, lege aber besonderen Wert darauf, dass die Arbeit von dem italienischen Maurer ausgeführt werde, der ihm seinerzeit den Tresor eingebaut habe. Nun also eröffnete maestro Perone mit Pfeifen und Singen seine Freiluftwerkstatt für den Herrn Doktor, der ihn aus den Fängen der Fremdenpolizei gerettet hatte.

Nicht nur der muntere Italiener verschaffte Gottfried allerhand Kurzweil bei seiner Arbeit im Garten. Gelegentlich kam auch eine weisse Gestalt mit Häubchen den Sträuchern, Blumen und Gebüschen nach zu ihm, sprach ein paar Worte und, wenn der Standort günstig war, verschenkte sie auch einige Zärtlichkeiten.

Dann und wann trafen sich die beiden auch am See, unweit der Schifflände des Schwibbogens. Dort, wo der Weg an der Seemauer von hohen Bäumen überdeckt wurde, lagen mächtige Baumstämme am Boden, die eine ideale Sitzgelegenheit boten.

«Hast du wieder Lust zu arbeiten», fragte Martha bei einem solchen Zusammensein in der lauen Luft nach einem prächtigen Tag. «Das schon», sagte Gottfried zwischen zwei Küssen, «mein Bilderbuch ist erschienen und hat guten Anklang gefunden. Der Verleger schreibt mir, er möchte noch zwei, drei solche Bücher von mir haben, vielleicht eine ganze Serie. Ich bin auch daran, am Wettbewerb für die neuen Briefmarken mitzumachen. Das aber ist eine heikle und exakte Arbeit, die mich so recht in Bann genommen hat. Daran schaffe ich am frühen Morgen, wenn die Sonne hereinscheint. Kann mich ganz vergessen dabei, bis du wieder in meinen Gedanken aufsteigst. Dann lasse ich alles liegen und komme in den Garten. Nicht dass ich dort noch viel zu tun hätte, nur damit ich in deiner Nähe sein kann. Ich helfe dem Maurer und warte und warte, bis ich dich am Fenster des Sprechzimmers erblicken kann. Wenn ich auch oft nur deinen Haar-



Die erste Aufziehbrücke am Acheregg, von Bauherr Caspar Blättler 1860 erbaut.
Nach einer hübschen Lithographie von X. Schwegler

schopf und das Häubchen vorüberhuschen sehe, dann wird mir schon warm in der Brust.» Mit ernster Miene bemerkte das Mädchen: «Vom medizinischen Standpunkt aus kann dir Wärme als Heilfaktor nur empfohlen werden. Achte darauf, tagsüber diese Wärme zu behalten» und lächelnd, «ich will gewiss gerne dafür sorgen, dass dein Herz nicht zu sehr abgekühlt wird.» Sie legte ihren Arm um seinen Hals und zog ihn an sich, und mit Küssen und Kosen wurde diese Glut erneut angefacht.

«Ich möchte immer bei dir sein, mein Liebes», flüsterte er ihr ins Ohr, «wenn du auch bei der Arbeit in der Nähe wärest, dann würde alles leicht und schön. Du würdest auch die Krankheit verjagen, Martha!» Sie legte die Hand auf seine Stirne und hauchte: «Sei zufrieden, der Doktor ist über deine Fortschritte sehr glücklich, und ich noch viel mehr. Schon bald kannst du wieder gesund sein und neue Kräfte einsetzen. Verliere jetzt nicht deine Geduld.» Mit einem traurigen Blick schaute er ihr in die Augen und sagte zögernd: «Wenn wieder ein Rückfall kommt, alles wieder düster und trüb wird, ungewiss. Wirst du mich dann nicht verlassen?» «Solange du nicht fortrennst, ich bleibe dir treu», sprach das Mädchen, zwängte ihre Finger zwischen seine Hände, «ich kann nicht anders. Ich will ehrlich sein. Ich habe es schon versucht, von dir wegzukommen, nicht nur einmal. Wollte meinem Verstand gehorchen. Das ist mir kläglich misslungen.»

Nachdenklich schaute er vor sich hin, sah, wie ein Nachtfalter aufflog und zurückfiel, immer wieder versuchte in die Höhe zu kommen und wieder auf den Steinen des Weges landete und sprach mit Trauer in der Stimme: «Ich weiss, ich bin keine gute Partie. Unbeständig, ohne Geld und krank.» Den Kopf an seine Schulter gelehnt, und indem ihre Hand ihm die Wange liebkoste, flüsterte Martha: «Aber du bist mein lieber Freund, mein einziger, allerliebster Freund.»

Von einer ernsten Warnung und von rotem Wasser im Trog

Onkel Stephan war schon immer ein Cholderi und Polteri gewesen, gutartig, aber ein wenig herumschimpfen macht ihm Spass. Er beklagte sich bei seiner Schwägerin. «Das Haus ist zu gross für uns drei. Zwei grosse Tische hat Gottfried mit seinen Papieren überlegt und vier Zimmer sind noch unbewohnt. Es ist Zeit, dass hier Kindergeschrei ertönt, dass Buben und Mädchen im Hostättli spielen, ein Meiteli in den Brunnentrog fällt und schreit. Und was ich heute beim Anziehen entdeckt habe, die Hosen sind mir zu eng. Ich setze Fett an bei deiner Kost, Christine. Ist mir meiner Lebtag noch nie passiert, dass ich einen dicken Bauch mit mir herumtrage. Dem muss abgeholfen werden!»

Die Schwägerin erschrak nicht und meinte nur: «Auch ich gehe auf wie ein Küchli, muss alle Nähte zurücksetzen. Dabei koche ich wegen Gottfried so mager, dass ich mich fast schämen muss. Vielleicht ist es nicht wegen dem Essen, mehr deswegen, weil wir es so schön haben in diesem Friedensparadies.» «Das geht nicht mehr so weiter», brummte er und schritt in die Kammer hinein, durchstöberte seinen Kleiderschrank, warf seine Klammotten verächtlich aufs Bett und schlüpfte in andere Hosen, zog ein Hemd aus der Schublade, ein hellbraunes mit roten Streifen. «Ist mir auch ein Tun schon am frühen Morgen», ärgerte sich Frau Christina, «das wird ein schlimmer Tag. Schau doch hinaus, das Prachtswetter.»

Was musste sie sehen, Stephan band sich tatsächlich einen Schlips vor dem Spiegel. Im Staunen die himmlischen Geister anrufend: «Helf mir Gott, jetzt schneit es sicher noch in den August!»

Noch immer verwundert sah sie, wie er in seinem Sekretär die Schriften, alte Verträge und Gülten, durcheinander warf, die Schubladen zuschupste, schliesslich den Schlüssel in den Hosensack stopfte, seinen breitrandigen, windschiefen Hut aufsetzte und brummend die Stiege hinunter und mit grossen Schritten zur Strasse hinüberging. «Er wird noch einmal jung, der Stephan», sprach sie lächelnd vor sich hin, da sie zuschaute, wie er beschwingt auf die Schlucht zuging.

Das Verwundern verlor sich den Tag hindurch nicht und erwachte am Abend neu, da der Schwager mit einem braunen, jungen Pferd angeritten kam, bolzgrad im Sattel und mit hellen niegelneuen Reithosen. So ein Mann war Stephan!

Die freien Tage bei schönem Wetter verbrachte Martha gerne bei ihrer Schwester im Schwibbogen. Im Haushalt helfen, am Glättetisch, in Küche oder Keller, dann auch im Liegestuhl die Glieder strecken, oder mit dem Ruderschiffchen den Buchten nachfahren. Fineli, die junge Frau, die zusehends umfänglicher wurde und vor groben Arbeiten verschont blieb, fand oft Zeit, ihre Schwester einen kurzen Gang dem See nach zu begleiten. Martha beachtete wohl, dass die Miene Finelis ernster wurde und sie manchmal in ein Sinnen versponnen auf den See hinausschaute. «Komm, wir gehen unter die Bäume, Fineli.» Auf dem schmalen Weg neben der Ufermauer sagte Martha, «du darfst den Kopf nicht hängen lassen, freu dich, hast doch keinen Grund zum Trübsinn, so lieb, wie alle mit dir sind.»

Fineli blieb stehen und sagte ernst: «Der Kummer, der mich plagt, kommt nicht aus unserem Haus. Wegen dir, Martha gräme ich mich. Ich sehe, wie du bis über die Ohren in diesen Gottfried vernarrt bist. Ein wenig verliebt sein, ja, das ist nicht weiter schlimm. Aber bei dir dauert das nun schon so lange. Ich sehe, dich hat es total verwirrt, du musst blind sein, sonst würdest du erkennen, dass du in ein Unglück hineinrennst. Mit Gottfried, auch ich finde ihn glatt, geistreich und interessant, aber mit ihm kannst du doch keine Zukunft aufbauen, so ein Windbeutel, keinen rechten Beruf, gesundheitlich schwer angeschlagen und tausend Dinge im Kopf. Verzeih mir, wenn ich dir weh tue, aber ich muss dir das sagen, es lässt mir keine Ruhe. Und jetzt in meinem Zustand, ich weiss nicht, ich beginne anders zu denken, das Kind, meine Kinder haben einmal einen Vater, der ihnen beistehen kann mit klugem Rat und sicherer Hand. Sie werden einmal behütet und erzogen. Als Vater kann ich mir deinen Vielgeliebten schon gar nicht vorstellen. Abgesehen davon, dass er wahrscheinlich kaum das notwendige Geld zusammenbringen wird, um sie recht aufzuziehen und dass dann noch für dich und hübsche Kleider etwas übrigbleibt.»

Die beiden Schwestern wandelten im Schatten der Bäume dem See entlang.

Die beiden Schwestern wandelten unter Sonnenstrahlen und Schatten der Ufermauer nach, schlenderten an den Baumstämmen vorbei, auf denen Gottfried und Martha herrliche Stunden genossen haben. Nach längerem Schweigen begann Martha zu sprechen: «Lieb von dir, an meine Zukunft zu denken, dich um mich zu sorgen. Die Ängste, die du enthüllst, sie haben mich schon genug geplagt, die Bedenken, ich habe sie in qualvollen Nächten herumgewälzt. Wenn ich seine Stimme höre, wenn er auf mich zukommt, dann ist alles verflogen und verstoben. Ich kann meine Liebe nicht erwürgen

und will es nicht. Lieber im Unglück mit meinem lieben Mann zusammen sein, als mit leerem Herzen auf Seide und Polster sitzen. Das ist meine Antwort! Bis jetzt ist es mir nicht gelungen, diese Liebe zu ersticken. Wirf deinen Kummer in den See, es lohnt sich nicht, dass du dich plagst. Ich bin glücklich, wie ich noch nie gewesen bin. Und wenn das Unglück hereinbricht, das du voraussiehst. Ich habe immer noch meinen Beruf, mit dem ich meine Kinder nähren und auch glücklich machen kann.»

Fineli war nicht die einzige, die von Mitleid über Marthas finstere Zukunft klagte. Die Kolleginnen aus dem Spital kamen in Doktors Garten zu Besuch, wollten wieder einmal wie früher zusammensitzen, einen hellen Wein trinken, die jüngsten Ereignisse im Spital durchhächeln, die Laune der Ärzte und ihre Anordnungen bekritteln. Elvira, die Jüngste, mit der unzähmbaren Stirnlocke und ihrem frechen Mundwerk platzte los: «Martha, ich habe gehört, du bist verlobt, du willst ein Altersheim heiraten, eine Schwiegermutter und dazu noch einen Onkel mit gspässigen Allüren. Prost, da kommst du nicht aus der Übung in deinem Pflegeberuf.» Lachend entgegnete Martha: «Siehst du, alles in der Welt verändert sich ständig. Wir leben in einer Zeit, da die Grossmütter aus dem Haus gejagt, die Grossväter in ein Heimzimmer gesperrt werden, niemand sich den alten Leuten annehmen will. Und ich reite schon auf der neuen Welle, die erst im Kommen ist. Ich habe sie gern, bin gern mit ihnen zusammen und habe entdeckt, dass sie interessanter sind als die Grünschnäbel, und ich immer noch viel von ihnen lernen kann.»

Schwieriger und harziger gestalteten sich die Gespräche über dieses Thema in ihres Vater städtischer Wohnung im sechsten Stockwerk der mächtigen Bank. Seitdem die Familie aus dem Dorf weggezogen, ihr Vater die Vertrauensstelle als Abwart und Hüter des imposanten Gebäudes übernommen hatte, seine graugrüne Uniform mit Plakette trug, hatte er sich immer mehr in diese Würde und Verantwortung hineingelebt. Sein Denken richtete sich nach Soll und Haben, nach mündelsicheren Papieren, nach Ansehen und untadeligem Benehmen. Er war über das Leben seiner beiden Töchter zuverlässig orientiert und auch über ihre Beziehungen.

Immerhin erklärte er sich bereit, mit Gottfried, den er von früher her als aufgeweckten Bub kannte, einmal ganz unverbindlich in Kontakt zu treten. Diese Beschnupperung sollte nicht in seiner untadeligen Wohnung, sondern bei einem Mittagessen im Schwibbogen stattfinden. Eigenhändig mit seiner Handschrift, die wie gestochen über die Zeilen lief, verfasste er die Einladung.

Fineli beriet mit Mutter Dorothee das Menu, sorgte für die notwendigen Einkäufe, und Walter holte seinen Schwiegervater und dessen liebe Frau im frischgewaschenen Auto ab.

Diesem äusserst würdigen Ereignis voraus entspann sich im Haus der Brunnmatt eine heftige Diskussion über die Kleidung, die Gottfried für dieses Paradeessen anziehen sollte. Einen entsprechend würdigen Galaanzu besass Gottfried nicht, die früher getragenen Kleider waren ihm immer noch zu weit. Stephan schlug vor, er solle in seinen neuen Reithosen hoch zu Ross vortraben. Die Mutter fiel darob nahezu in Ohnmacht, und Gottfried begab sich derweil in den oberen Stock, um an einer begonnenen Arbeit weiterzuzeichnen. Schliesslich konnte die Mutter unter eifriger Benützung des Bügeleisens aus den vorhandenen Beständen ihren Sohn in einigermassen anständige, wenn auch noch immer auffallend originelle Kleider stecken und bekümmert auf den Weg schicken. Stephan, erbost, dass sein schönes Pferd nicht glänzen konnte, stieg schon früh in den Wald hinauf, beladen mit merkwürdigen Gefässen.

Ohne Erbarmen für die Beteiligten hingen graue Wolken über die Berge hinab und liessen einen hoffnungslosen, ergiebigen Regen fallen. Der See lag ohne Glanz und in stumpfer Farbe da. Der Tisch, der für einen ersten Trunk auf dem Vorplatz poliert und bereitgestellt war, blieb unter Dach. Die Begrüssung fand in der Stube statt. Marthas Mutter schaute mit Bedauern auf den glänzenden Nussbaumboden, der immer mehr wüste Flecken zeigte. Unbekümmert um die ernsten Gesichter, setzte sich Fineli zwischen den Vater und Gottfried und plauderte munter, als ob man eng vertraut und zufrieden am Tisch sitze, sich am Glanz und Duft des edlen Weines erlabe.

Wie von einem Notizzettel abgelesen, stellte der würdige Herr Papa aus der Stadt wohlerwogene Fragen an Gottfried, der sie in lässiger Unbekümmertheit beantwortete, interessant und spritzig von seiner Arbeit und von seinen Reisen erzählte. Mit scheelen Blicken verfolgte der voraussichtliche Schwiegervater seine Frau, die gebannt den Worten Gottfrieds lauschte. Die Stubenuhr schlug in hellem Klang Mittag. Finelis Vater zog umständlich seine goldene Uhr aus der Tasche und verglich seine genaue Zeit mit dem Stundenschlag. Teller und Besteck lagen längst auf der blütenweissen Damastdecke. Vater Urban schaute aus dem Fenster zu seinem leicht schwappenden Nauen hinüber. Aus der Küche waren aufgeregte Stimmen zu vernehmen und ein Trippeln eiliger Schritte.

Plötzlich trat Mutter Dorothee unter die Türe, die Wangen glühend, die schöne Frisur zerzaust und verkündete: «Die Suppe ist verdorben. Den Braten und die Kartoffeln, die Erbsli und Rübli kann ich bringen, aber bei denen bin ich auch nicht ganz sicher. Ich kann es nicht verstehen. Ich bitte um Geduld. Martha, nimm die Suppenteller und die Löffel vom Tisch.» Diese Worte und das erschrockene Gesicht liessen Vater Urban von seinem Stuhl auffahren, um nachzusehen und männlich einzugreifen.

Er fand seine Frau vor dem Schüttstein. Mit zitternder Hand zeigte sie auf den Wasserstrahl, der aus dem Hahnen floss: «Ich habe nur ein wenig nachgegossen. Jetzt schau dir die Suppe an, himmelblau! Und aus der Röhre kommt es rot. Ich bin ins Bad gesprungen, zuerst kam klares, helles Wasser und dann immer röter und geh, schau der Brunnen, der Trog leuchtet wie eine Schweizerfahne.»

So ein Mann war Stephan!

Gegen Abend liess der Regen nach. Da und dort fielen bleiche Strahlen einer sinkenden Sonne durch die Wolkenlöcher. Martha begleitete ihren Freund auf dem Heimweg. Sie plauderten über das verunglückte Essen. Martha meinte: «Du hast dir noch alle Mühe gegeben, die Situation zu retten. Was hätten wir gemacht, wenn du nicht von der Jagd in Kanada erzählt hättest. Meine Mutter hat dir mit offenem Mund zugehört und hat dich mit den Augen verschlungen. Aber den Vater hast du nicht aus seiner kühlen Zurückhaltung herausgebracht, schade.» «Ist nicht so schlimm», beruhigte er sie, «schliesslich will ich ja auch nicht deinen Vater heiraten!»

Foto W. P. Burkhardt

Wenns handorgilid und stäcklid, g'fallds im Gritli prima.

Damit er sich nicht überanstrenge, zügelte Martha ihre Schritte und dass sie unter den Bäumen, bei der Brükke in der Schlucht noch innehalten konnten, die glücklichen Augenblicke geniessen, die ihnen der versinkende Tag gewährte. Mutter Christina kam ihnen entgegen, begrüsste das Mädchen wie eine liebe, langentbehrte Freundin. Onkel Stephan näherte sich in Reitstiefeln vom Stall her und fragte mit verschmitztem Lächeln: «Gut gespeist? Vollkorn-Diät? Nudelsuppe?»

Martha stellte sich in ihrer ganzen Grösse vor ihn hin und sagte: «Jetzt will ich zuerst wissen, warum und wie du das gemacht hast, du hinterlistiger Spielverderber!» Stephan, mit schlauem Blick zupfte zuerst an den Spitzen seines Schnauzes, dann legte er den Finger auf die Lippen und flüsterte: «Nicht hier, nur hinter verschlossenen Fenstern und Türen, denn es ist ein Geheimnis.»

Dann begleitete er das Paar höflich und charmant in die Stube hinauf. Sie mussten sich erst noch lange gedulden, denn Stephan wollte mit seiner Erklärung nicht herausrücken, bevor Wein auf dem Tisch, Schüssel und Teller und etwas Währschaftes aufgetragen war. Denn seit jenem Abend, da er mit dem Reitpferd, dem wilden Fuchs, auf die Brunnmatt gekommen war, achtete er nicht mehr auf seine schlanke Linie, der Morgenritt sorgte seither für seine Eleganz.

«Und das rote Wasser?» frug Martha wieder. «Nicht rot, indigo», korrigierte der Bösewicht, «ist giftfrei, absolut gefahrlos auch für Bleichgesichter. Ein Geheimstoff der Indianer. Ich habe ihn schon lange im Keller, seitdem mich der alte Schiffer einen Gauner genannt, mir vorgeworfen hat, ich hätte ihm seinen Teil Wasser abgewürgt, habe ich mir das ausgedacht. Der Baumeister hat den angebohrten Zapfen in die Brunnstube gepfropft. Kurze Zeit darnach habe ich das Zeug aus dem Westen kommen lassen.»

Wie erschrak die Mutter, da sie von dem verdorbenen Essen im Schwibbogen vernahm, bat Martha um Entschuldigung, sie habe nichts davon gewusst, sonst hätte sie ihren Schwager im Keller eingeschlossen. Aber so sei es eben, wenn man mit solchen hinterlistigen Weltenbummlern zusammenleben müsse. «Ist ein Elend, Mutter», seufzte Gottfried, «hier auf der Brunnmatt zu sein.»

Mit beiden Händen abwehrend rief sie laut: «Nein, nein, das habe ich nicht gemeint. Martha du weisst, wie glücklich ich bin, hier im Frieden und mit lieben Menschen zu leben.» Auch Martha liess sich ein zweites Mal das Glas nachfüllen. Die Stimmung wurde zusehends fröhlicher. Das Fest, das im Schwibbogen durch die Röhren ging, wurde nun auf der Brunnmatt ergiebig gefeiert. Zum ersten Mal schlief Martha in dem schönen Haus und zwar in einem Daunenbett, das sie nur mit Hilfe eines Schemels erklimmen konnte.

Ohne ein Abschiedswort verschwunden

Noch nie blühten die Blumen in so vielen Farben im Garten des Doktors, waren die Wege und Beete so sauber vom Unkraut befreit, die Sträucher so hübsch geschnitten. Eine Freude, den Blick über diese Pracht schweifen zu lassen. Die Laube fügte sich nett in den Garten ein. Ihre Mauern, die Steine kunstvoll gehauen und mit bewundernswerter Exaktheit eingefügt, zeugten vom Stolz Perones, der dem Arzt einen Beweis seiner Tüchtigkeit vor Augen führen wollte, ein handwerkliches Meisterstück.

Bis spät in den Herbst knisterte dort abends ein munteres Feuerlein, sassen die Herrin des Hauses und Martha plaudernd in dieser heimeligen Ecke, betrachteten das Züngeln der Flammen und das Atmen der Glut. Nur selten konnte sich Dr. Maximilian zu ihnen gesellen, weil er meist spät von seinen Patientenbesuchen zurückkam. Dann und wann sass auch Gottfried im Stuhl der Hausfrau, blieben Martha und er, bezaubert vom Spiel des Feuers bis in die Nacht hinein, brauchten weder Bratspiess noch gefüllte Gläser, um ihre Stimmung zu beleben, sie fühlten sich ohne dies in einer Sphäre überschäumenden Glücks.

Er durfte es wagen, die strengen Vorschriften des Arztes zu lockern, dann und wann auch auf ein Stück Speck zu beissen und auf Stephans wildem Fuchs zu galoppieren. Seine Kleider hingen nicht mehr lose von seinen Schultern herab, sein Schritt war sicher geworden und sein Blick klar.

Auch der schönste Herbst muss einmal dem Winter weichen, die lieblichsten Blumen werden vom rauhen Novemberwind zerzaust, und über alle Mühen im Garten legt sich der Schnee und die erbarmungslose Kälte.

Grau der See und nebelverhangen die Berge, unter einer beharrlichen Wolkendecke nistet sich der Frost ein, umklammerte die geliebten Festtage, Weihnacht und Neujahr und herrschte noch lange Wochen als strenger Regent.

Seit dem Sonntag kam kein Lebenszeichen von der Brunnmatt, als wären sie dort im Schnee begraben. Am Donnerstag war Gottfrieds Besuch beim Arzt fällig. Die festgesetzte Stunde am Vormittag schlich vorüber. Auch am Nachmittag blieb der Stuhl in der Ecke des Wartezimmers unbesetzt. Sr. Martha griff zum Telefon, um den säumigen Patienten zu mahnen. Mutter Christinas Stimme war zu hören. Nicht eben munter gab sie

Bescheid, Gottfried sei nicht da, vielleicht komme er auf den Abend. Sie hätten ihn schon lange zurückerwartet. Sie könne nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, wo er sei. Martha fragte, seit wann er denn fortgegangen sei? Am Samstag habe er das Frühstück verschlafen und wie sie in sein Zimmer gegangen sei, um ihn zu wecken, habe sie das Bett unbenützt gefunden. Stephan sei seiner Spur nachgeritten, habe ihn im Dorf und überall gesucht. Wenn der Schwager zurückkomme, werde er ihr anrufen. Er könne wohl besser Auskunft geben.

Die Trostworte Onkel Stephans, die gegen Abend eintrafen, vermochten Marthas Ängste nicht zu beruhigen. Martha wollte wissen, ob er in der Nacht in den Wald oder dem Tal zugegangen sei. In der Freitagnacht sei Schnee gefallen und habe die Spuren zugedeckt. Genaues sei nicht auszumachen, meinte Stephan, er komme gegen Abend ins Dorf und hoffe, guten Bericht zu bringen. Martha war verzweifelt.

Der Besuch Stephans im Arzthaus brachte keine Klärung. Man beriet, ob man eine Suchaktion in die Wege leiten wolle. Dagegen wehrte sich der Onkel. Fast gar musste Martha vermuten, Stephan wisse mehr, als er sagen wolle.

Am Sonntag schritt Martha den Weg zur Schlucht hinauf, kam müde und übernächtig zu Mutter Christina, riss sie mit dem grellen Ton der Hausglocke aus tiefem Schlaf. Auch sie hatte die letzten Nächte keine Ruhe gefunden. Die beiden Frauen durchsuchten Gottfrieds Kleiderschrank, um festzustellen, was er auf dem Leibe, was mitgenommen habe. Die Bergschuhe, die Skihosen waren zu finden, seine Korrespondenz und die Schriften waren in einer Stahlkassette eingeschlossen. Zeichnungen, Entwürfe und Texte für Prospekte lagen auf den Tischen ausgebreitet.

In der Nacht auf ihrem Zimmer sass Martha am Tisch, sah die Blumen nicht, die ihr die gute Frau Doktor in eine Vase gestellt hatte, starrte aus tränennassen Augen auf einen Briefbogen, den sie mit ihrer zügigen Schrift zur Hälfte beschrieben hatte und auf dem obenan die Anrede stand: «Lieber Gottfried!»

Foto W. Barmettler

Der Faden-Kari

Von seinen Wanderungen zu Kunden und Freunden kehrte er immer wieder in den «Faden» zurück, dessen Heuboden er seine Stammburg nannte.

Ein Abschiedsbrief, der dem Jammer ein Ende machen sollte. Da Martha wieder mit zornigen Worten fortfahren wollte, die Feder ansetzte, fühlte sie, wie jede Lebensfreude gewichen war. Kein Schimmer einer Hoffnung, kein winziges Lichtlein das Dunkel ihres Elends erhellt. Ein Leben ohne ihn, das schien ihr eine unendliche, ausgedörrte Wüste zu sein, eine fortdauernde Qual. Hatte es überhaupt einen Sinn, zu schreiben. Wo konnte dieser Brief ihn erreichen? Wenn er noch lebte. Und nun überwallten die Ängste ihren Zorn. Sie hatte schon so oft davon geträumt, mit ihm zusammen zu leben, ihm das Frühstück herzurichten, ihn sanft aus dem Schlaf zu wecken im Haus der Brunnmatt oder in einem Wohnblock. Sie hatte sich damit abgefunden, in einem schiefen Haus an einer engen Stadtgasse unterzukommen. Aber ohne ihn das auszudenken, verliess sie die Kraft. Die Qual der entsetzlichen Angst marterte sie, das Bangen um sein Leben. Wer konnte wissen, ob er auf einem nächtlichen Marsch vom Weg abgekommen, in die Tiefe gestürzt war, die Nacht, vielleicht noch Tage

gelitten hatte, unfähig, um Hilfe zu rufen. «Barmherziger Gott, der Du die Liebe bist», flehte sie, «lass ihm sein Leben, das Du ihm wieder geschenkt hast. Ich bitte Dich mit der ganzen Glut meiner Liebe, erbarme Dich unser. Blick uns gnädig an, nicht mit den Augen des Zornes, mit der Sanftmut, mit der Güte. Heilige Mutter Gottes, mahne Deinen Sohn, Er soll ihn erretten! Du Getreue, Du kannst nicht zulassen, diese Liebe gewaltsam zu vernichten.»

In diese mit Inbrunst gestammelten Worte drängten sich Gedanken, schwärzer als die Nacht. Ihr übermüdeter, von der Schlaflosigkeit erschöpfter Kopf sank herab. Ihre Tränen netzten den Brief, verwischten die zornigen Worte und da sie in den Schlummer versank, zog die Feder einen dicken Strich über das Blatt.

Am Morgen brachte der Briefträger eine Karte aus Neapel. Sie war schon Tage unterwegs, zeigte den Vesuv mit einer Rauchfahne, die in einen strahlend blauen Himmel hinausragte. Mit zackigen Buchstaben stand geschrieben: «Liebe Martha, ich bin aus dem Nebel in den Sonnenschein geflohen. Verzeih den heimlichen Abschied. Hätte ich mit dir davon gesprochen, wäre ich geblieben. Ich komme bald zurück. Herzliche Grüsse, Dein Gottfried.» Keine Adresse, keinen Hotelnamen, auch Ort und Datum fehlten und doch überstürmte die Freude Marthas Herz. Die Karte fiel ihr aus der Hand auf den Boden. Auf einmal war es viel heller geworden in dem Raum mit den vielen Fläschchen und Schächtelchen, den Glasplatten, auf denen die Instrumente blinkten. Martha tat einen tiefen Atemzug, schaute um sich, hörte das Rufzeichen des Arztes. Mit einem kühnen Schwung wendete sie sich der Türe zu, lächelnd betrat sie das Sprechzimmer und nahm frohgemut ihre Arbeit auf, den dunkeln Ringen unter den Augen zum Trotz.

«Ich bleibe dir immer treu!»

Der Föhn fegte den Schnee aus den Tälern. Wieder einmal spazierten Martha und Gottfried dem See entlang, kamen zu den liegenden Baumstämmen. Der rauhe Wind erlaubte ihnen nicht zu sitzen. Auch im Gehen konnte er sie an sich ziehen, im Stehen sie umfangen, den zurückgeneigten Kopf in die Hände nehmen, beide Augen, die Wangen und Lippen küssen.

In dieses glücküberstrahlte Gesicht hinein sagte er: «Hier hast du mir vor langer Zeit ins Ohr geflüstert, 'ich bleibe dir immer treu', jetzt weiss ich, das dies nicht nur Worte waren.» Schweigend schritten sie weiter, dann begann Martha ernst zu sprechen: «Ich habe mein Versprechen gehalten und werde es immer halten. Gottfried. Jetzt aber will ich von dir auch ein Gelöbnis, unverbrüchlich, wie das meine. Wenn dich die Ferne wieder lockt, mächtiger wird als dein Wille, das musst du mir in die Hand und ins Herz hinein versprechen, nimm mich mit!»

* * *

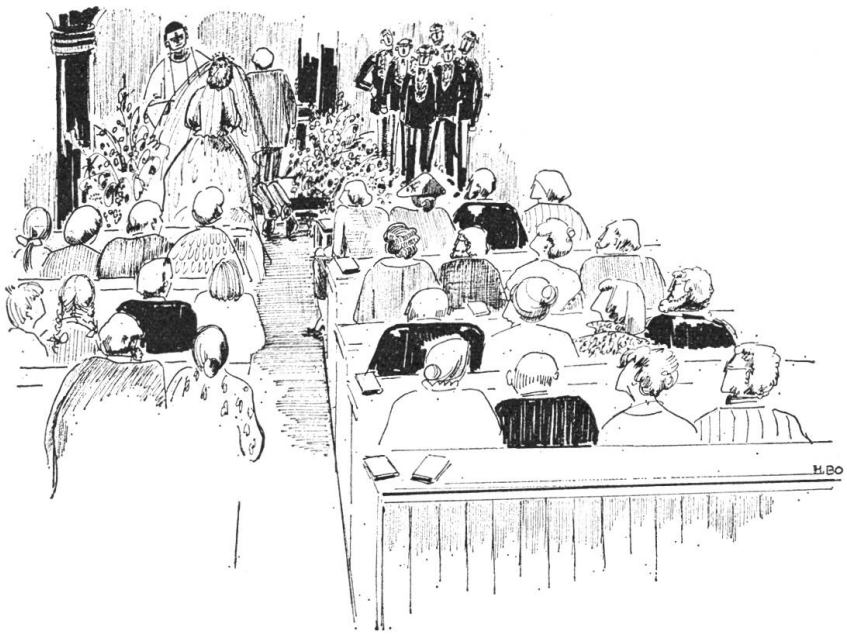
Die Frühlingssonne liess die bunten Fenster im Chor der Dorfkirche in allen Farben aufleuchten. Der Altar war mit herrlichen Blumen aus dem Garten des Doktors geschmückt. Schon kniete Fräulein Rita in der Bank. Freunde kamen, machten kurzen Knieknix, bevor sie sich auf die vordersten Bänke verteilten. Die Kolleginnen aus dem Spital flatterten herein, mit weissen, zarten Händen über ihre Kleider streichend, die Röcke hebend, mit zierlichen Schritten, mit Spangenschuhen und hohen Absätzen einschwenkend. Die Kinder trippelten über den Sandsteinboden, die Köpfe reckend, mit Schupsen und Quängeln. Der würdevolle Bart des Arztes erschien unter der Kirchentüre. In schillernder Robe trat sein Frau in das Licht, das auf ihrer goldenen Kette aufblitzte und in den Edelsteinen ihrer Brosche glitzerte und funkte. Würdevoll und gemessen schritten sie an Männern und Frauen vorbei, der bewundernden Blicken kaum achtend.

Benedikt, die Haare kurz geschnitten, seine Wangen noch rot vom kratzenden Rasiermesser, etwas gebeugt von der harten Arbeit, zu den Kindern hinschielend, ob sie sich still und züchtig benehmen. Urban mit seinem Seemannsgang, als ob er auf den Planken eines schwankenden Nauens einherschreite, Frau und Sohn hinter ihm, in unbequemen feierlichen Kleidern. Fineli mit durchsichtiger Haut, schlank geworden und etwas übermüdet von den durchwachten Nächten am Bettchen ihres ersten Kindes. Bescheiden und

still Mutter Christina, die grauen Haare in Wellen gelegt, noch immer unsicher, ob die Nähte halten, die sie bei Lampenschein verstärkt hatte. Mit kühnem Schritt, den Schnauz aufgezwirbelt, den engen Kragen einen weissen Schmetterling vorgesetzt, in einen Frack gezwängt, der vor Jahrzehnten in Übersee grosse Mode war. Er hatte den Stoff für Gottfrieds Hochzeitskleid ausgewählt, er, der Junggeselle hatte darauf bestanden, dass diese Trauung nach den unverrückbaren Regeln ehrwürdiger Tradition gestaltet werden solle. Er hatte den Jodlerchor aufgeboten, der nun den feierlichen Einzug des Brautpaares mit einem frohen Lied begrüsste und die Kirche mit dem Klingen heller Stimmen erfüllte.

Die Braut in langem, weissem Kleid, die blonden Locken von einem duftigen Schleier umwallt, stand, ihre Freude unverborgen, das Glück dieser Stunde auskostend vor dem Altar. Ihr Bräutigam, noch immer den verschleierten Arm berührend, die blonden Locken nur wenig überragend, stramm wie ein Offizier, bis er sich vor dem Segen des Priesters beugte. Beinahe wäre ihm der goldene Ring aus der Hand geglitten, da er ihn sachtsam an den Finger seiner geliebten Frau stecken wollte. Sein Jawort hallte in das hohe Gewölbe des Chors hinauf und zurück bis auf die letzte Kirchenbank.

Mit lieben Worten und mit ernster Mahnung sprach der Pfarrer zu den Jungvermählten. Ohne Mühe fand er die Worte, die das Paar in das Leben begleiten. Das Glück, das ihm entgegenstrahlte, beschenkte seine Ansprache mit würdevoller Weihe.



Die Braut kniete im weissen Kleid, vom Schleier umwallt, im Chor der Kirche.

Dann jubelten die Stimmen der Sänger. In den Reihen der Beter entstand eine Bewegung, ein Atemholen, ein Trocknen verschämter Tränen, bis der Fortgang der heiligen Handlung Stille gebot, die herumschwirrenden Gedanken sammelte und zum Altar hinlenkte, von dem das Brot des Lebens, die Heilung aller Wunden, die Kraft für die Bewährung kommt.